Die weißen Blätter

EINE MONATSSCHRIFT
HERAUSGEGEBEN VON RENÉ SCHICKELE

FÜNFTES HEFT ◆ ◆ 6. JAHRGANG ◆ ◆ MAI 1919

INHALT:

Ernst Bloch: Wie ist Sozialismus möglich?
Douglas Goldring: Der Kampf um die Freiheit.
Henri Barbusse: An Gabriele D'Annunzio.
Johannes R. Becher: Hymne auf Rosa Luxemburg
Lesebuch:
Victor Cyril: Sammlung.

EINZELPREIS 2 MARK
ODER 2 FRANKEN

VIERTELJAHRL. 5 MARK
ODER 5 FRANKEN

1919

VERLEGT BEI PAUL CASSIRER, BERLIN W.

ZUR ERSTAUFFÜHRUNG
im Deutschen Theater / Berlin

OSKAR
KOKOSCHKA

Vier Dramen

Orpheus und Eurydike
Der brennende Dornbusch / Hiob / Mörder, Hoffnung der Frauen

Geheftet 10.— M.
Gebunden 12.50 M.

Verlegt bei PAUL CASSIRER
BERLIN W 10

PREISAUSSCHREIBEN

Der Entwurf
zu dem Umschlagtitel
einer im Herbst des Jahres erscheinenden Halbmonatsschrift für Kunst und künstlerische Kultur wird auf diesem Wege öffentlich ausgeschrieben.

Als Preise sind vorgesehen:
ein 1. Preis von 1000 M.
ein 2. Preis von 500 M.
ein 3. Preis von 300 M.

Nähere Angaben nur an Berufskünstler sind unter B 101 von der Schriftleitung d. Blattes zu erfahren.

Soeben erschien:

WLADIMIR KOROLENKO

Die Geschichte meines Zeitgenossen.

Übersetzt und eingeleitet von ROSA LUXEMBURG.
Mit einem Bildnis des Verfassers.
Zwei Bände 15 Mark, in Halbleinen gebunden 20 Mark.

Berner Tageblatt: Wer die russische Volksseele, wer die heutigen politischen Bewegungen des russischen Volkes verstehen will, findet hier seine Erklärung. Wie die Russen es lieben, sind die Schatten dunkel gezeichnet, und ein Hauch von Melancholie durchzieht das literarisch wertvolle Werk des nach Wahrheit ringenden Schriftstellers. Dieses Buch ist ein wertvolles Dokument unserer Zeit.

VERLEGT BEI PAUL CASSIRER IN BERLIN

Ernst Bloch:

WIE IST SOZIALISMUS MÖGLICH?

Statt wie Ernst Bloch „Frankreich" und „Entente", möchte ich „Westlicher Kulturkreis" sagen, denn dieser Begriff kennzeichnet den neuen Menschen, von dem die Rede ist, und auch seine Geschichte deutlicher als eine geographische, nationale und selbst geschichtliche Begrenzung.
R. S.

Wer ihn zu haben glaubt, kann ihm noch am weitesten fern sein. Wo scheinbar ganz das alte Leben weitergeht, kann sozialistisches Wesen sich so nahe vorbereitet haben, daß geringe Erschütterung genügt, um den Stern zu bilden.

Deutschland, früher und energischer Rußland, geben vor, sozialistische Republiken darzustellen. — Sie sind es nicht. Zu einem Teil können sie es demnächst werden. Es liegt vor Meuterei und Einsturz. Es liegt nicht vor Drang neuer Menschen, der von sich aus das Alte erschütterte. So stimmen weder Not noch angebotene Erfüllung zu einander. Die Not fragt hier zunächst nach Lebensmitteln und Weltmarkt, nicht nach Marx. Die Anhängerschaft Marxens aber, obzwar sie so eng, so alltäglich, so leidenschaftslos bürokratisch und hohl wie nur immer wurde, beantwortet ebenso Fragen, die gar nicht oder wenigstens nicht in der von Marx gewünschten, seinerseits zuständigen Weise gestellt werden. Daher bleibt die Not ratlos und allein, es ist zwischen ihr, als wirtschaftlicher oder nun gar erst als moralischer Not genommen, und der Lösung noch ein leerer Raum. Der Marxismus, auch der wahrhaft unabhängige, hat noch keine genauer einhakende Anpassung gefunden. Ist dieses jedoch wirtschaftlich einmal gelungen — und kluge Revisionisten neuer Art dürften erreichbar sein — , dann wird, unter weiterer Voraussetzung eines halbwegs „sozialisierten" Gesamtzustands der Weltwirtschaft, gewiß in Deutschland *Sozialisierung* möglich. Ihre Formen mögen

in der Entente, in Deutschland, in Rußland sehr verschieden sein und keineswegs durchaus dem stark preußisch und hochindustriell orientierten Marxismus entsprechen. Gemeinsam aber und zwingend für alle Welt — ob sie nun kommunal oder deutsch-staatssozialistisch oder, wie zuverlässig von Rußland zu erwarten, agrarkommunistisch wirtschaftet — wird die Notwendigkeit einer für die Gemeinschaft rentablen und den gestörten Umlauf am rationalsten heilenden Produktionsweise sein. Was also diesen bloßen Wirtschaftssozialismus angeht, so hat Deutschland, ist erst die drängendste Not und der elementarste Zusammenbruch vermieden oder überstanden, zweifelsohne einen gewissen Vorsprung. Denn das Geld ist hier fast schon vorüber oder hat sich durcheinander bewegt. Der Kampf zwischen den Klassen scheint bei den Deutschen nicht mehr ganz dringend, wenigstens gegen die Bürger, wenn auch vielleicht immer noch gegen die Junker. Der Bürger zittert nicht so sehr um den sowieso zweideutig gewordenen Besitz als um das Leben, um die Gewohnheit, um seine Idolatrie von Ruhe und Ordnung. Diese beiden sind, großenteils bereits außerökonomisch gefaßt, die Konstituentien des deutschen Kleinbürgertums als der Bequemlichkeit und Gewissensträgheit an sich geworden. Sonstwie aber: Arbeiter, Bürger und — teilt man ihnen endlich den Großgrundbesitz auf, nimmt man ihnen, den Geschlagenen, Widerlegten endlich die Ressourcen des labilsten Übergangs — selbst die Junker erscheinen in Deutschland wesentlich nur als nackte, ähnliche, des Neuen bedürftige, an der bisherigen Geldwirtschaft und Klassenform zunehmend uninteressierte Menschen. Wäre also Sozialismus eine bloße Wirtschaftsform, nichts als gewerkschaftlicher Aufbau, genossenschaftliche Produktions- und Austauschweise, wozu Marx das Problem praktisch und verzweifelnd materialistisch verengert hat: so hätte nicht nur Sozialisierung, sondern auch reiner, menschlicher, absoluter

Sozialismus in Deutschland, irgendwie auch in Rußland, Boden und absehbar günstige Bedingung.

Nun aber ist uns nicht dies zu wünschen übrig, daß alle das Behagen des gewohnten Rentners kosten mögen. Auch Marx drängt tieferhin nur deshalb zur Aufhebung des Wirtschaftlichen, der privaten Wirtschaftssorgen, um den Menschen, dem Menschlichen, dem Glauben Platz zu machen. Ebenso liegt zwischen dem Achtstundentag mit David Straußischem Massenwohl und der *erlösend* kommunistischen Haltung: jeder produzierend nach seinen Fähigkeiten, jeder konsumierend nach seinen Bedürfnissen — ein Hiatus, ein Problem des Sprungs zum gänzlich unkapitalistischen, brüderlich entbrannten Liebes- und Gemeinschaftsethos. Ersichtlich ist dieser gütig bereite Mensch, seine Kraft der Armut und Mitfreude als wesentlichstes, auch die Sozialisierung schließlich allein fundierendes Element des Sozialismus zurzeit weder in Deutschland noch in dem unerklärbar animalisierten Rußland gegeben. Der neue urchristliche Brüdertypus wird niemals durch die bloße vorhandene Bedingung zur Sozialisierung (als welche den Warenplunder, Maschinengeist des Kapitalismus oder seiner Erbschaft nur endlos allen ausverkaufen, jedoch nicht fremdartig überwinden will) zugleich mit ermöglicht, zugleich mit als erfüllte Bedingung zum Sozialismus gesetzt. Man vergesse nicht: Nur von außen wurden die Deutschen gebrochen. Wir haben das Ende des Kaisertums und der feudal verschärften Ausbeutung in nichts aus uns heraus beschleunigt. Selbst nach dem Niederbruch trat kaum etwas ans Licht, das ihn nötig gehabt, das sich des noch Negativen der deutschen Freiheit bemächtigt hätte. Weder vorher noch nachher zeigt sich im Volk irgend ein Glanz revolutionserzeugender Idee. Und Rußland ist wie gelähmt, taumelt und mordet wie aus der Nachtwelt eines Doppelichs hervor. Sein Glück, seine Wärme, seine ungeheuren, leidtragenden, enthusiastischen Tiefen sind bis heute

dumpf und unberührt und dulden über sich die Banalität der buchstäbischen Marxschüler, ihres verpreußten Westlertums, ihres wurzellosen, daher vor allem Diktatur benötigenden Industrialismus und des abgelaufenen Bornements ihres Atheismus. Wie immer Sozialistisches in beiden Staaten bisher auftrat: Wilsons Amerika hat das neunzehnte Jahrhundert, den Verderb der Demokratie zur Freiheit des Tiers, zur neuen Kapitals-Tyrannei und ihrem freudigen Pakt mit den feudalen Restbeständen glücklicher überwunden als Moskau und nun gar erst Berlin. Erst recht erstarb im Kriegsdeutschland jede leisest etwa vorhanden gewesene Regung zur Geburt des höheren Menschen; wo nicht das Gewissen regierungssozialistisch zum Haß gegen Wilson verraten wurde, haben es die Unabhängigen Zimmerwalds beschwichtigt, das ist, gegen Kaiser wie christliche Demokratie gleichmäßig neutral gemacht. Und der deutsche Marxismus mit seinem wiederwillig mitwirkenden 1815, darüber noch mit seiner amoralischen, antimetaphysischen Arbeitshypothese (wie sie bei Vulgärmarxisten bald auch zur Weltanschauung wurde) hatte nichts gegen die unterschiedslose Herabsetzung jeder Idee zur Ideologie einzuwenden; sich selbst damit die eigene Idee oft sehr positivistisch ersparend. Es ist zwar ungerecht und kurzsichtig, gegen Marx als den großen Wirtschaftsrebellen aufzureizen; er hat wesentlich aus Verzweiflung, aus tief pessimistischer Einschätzung der menschlichen Motive den Sturz seiner Zeit ins Positive akzeptiert und zugleich benutzt, d. h. den Bewegungspunkt zum Sozialismus ins Wirtschaftliche gesetzt. Aber freilich ist schon seit Luther in Deutschland Materialismus als Staats- und Gesellschaftsgedanke latent: der Pastor ein Angestellter des Junkers; der Landesbischof eine Gerechtsame des Fürsten; Christus, der Geist, wie vordem ein Ferment des katholischen Kirchenbaus, so hier noch schrecklicher ein Moment der harten, gottlosen Staatsmaterie. Derart konnte ökonomischer Materialismus aller-

dings in einem Land total verderblich wirken, das ohnedies schon Bismarck hatte, das an Realpolitik mehr als genug und an Ideen schließlich nur noch die Faust im Sack oder die einsame, menschenferne, kraftlose Ausweichung ins Intelligible besaß. Kein Rousseau predigte hier politische Güte; die Deutschen Blois, Péguy, Tschaadajew, Tolstoj, die Münzer, Weitling, Kant und Baader waren wirkungslos, in sich selbst durchkreuzt, ohne Gefolge und Mithilfe bei der Sterndeutung der Humanität. Abgesehen davon also, daß der Sozialismus Deutschlands und auch Rußlands mit bloßem Kriegszerfall, mit erschütternder Leere und Hysterie, mit streunender Verlumpung gemengt und kompliziert ist: es fehlt Deutschland auch an Tradition der Güte, der Brüderlichkeit, der sozialen Erbtugend, der herzlich anarchischen Katholizität in und mit der Menschheit als den einzigen Ermöglichungen des radikalen Sozialismus. Wo sich Universales findet, war es entweder geniemäßig sektenhaft wie die Romantik, oder aber gefährlich machthaft, polishaft, hierarchisch, voll absperrenden Bau- und Kirchentriebs wie der mittelhochdeutsche Gottesstaat, auf den selbst die deutsche Romantik mehr als auf die ersehnte Brüdergemeinde des revolutionären Frankreichs blickte.

Folglich ist der entscheidende Anbruch des gemeinsamen Tags nur unter den Völkern des Westens zu erwarten. Die Einheit der Entente hat die Ideen von 1789 nicht wie die Deutschen beschimpft, nicht wie die unkenntlichen Russen durch geschlagene Heerestrümmer überdeckt und atheistisch gehemmt, sondern viereinhalb Jahre diese Ideen als helfendes, tröstendes, jede Regierung verpflichtendes Ziel beschworen.

Nun sind sie von unten an bis oben hindurch fällig geworden.

Scheinbar freilich ist dort der äußere Augenblick nicht günstig, sie zu verwirklichen: Das Geld des Westens

hilft sich aus, wo da und dort sein Zustand gefährlich schadhaft sein sollte. Weltmarkt und Wirtschaftsbündnis, höchst unzeitiges Mißverständnis des Völkerbundes als einer Allianz zur Erholung des Kapitals, zur Auskreisung des sozialisierenden Deutschlands und Rußlands, drohen die besitzende Klasse leichter an der Macht zu halten. Zudem sind die Entente-Regierungen frei von der unmittelbaren, das heißt wichtigsten, ja alleinigen Kriegsschuld, sie haben den Krieg durchaus nicht provoziert. Ein Pol ist da, eine Idee ist da, die für alle Klassen gemeinsamer scheint, und die ententistische Klassenspannung könnte sonach in die Lage kommen, allerlei milde Sozialreform zu erfahren.

Aber gewiß ist ernsthaft an eine derart verwischende Lüge gar nicht zu denken. Die Spuren schrecken, und man weiß, wie gerne auch westliche Bürger die Freiheit des Lohnarbeiters, jederzeit zu verhungern, manchesterlich geduldet haben. Der abgefallene Citoyen hat aus den Freiheiten von 1789 die freiwillige Armut und die freiwillige Güte für sich gestrichen; doch wurde damals etwas anderes als „Geschäft wie gewöhnlich" verkündet. Und jetzt ist wieder eine Bewegung angegangen, die Verkommenes ausbrennt, die einen Radikalismus mit sich führt, der nirgends anhält und nirgends Unbequemes unterschlägt. Dieser Zug erträgt fortan weder Abfall, noch Stillstand, noch den neufeudalen Fabrikherrn, noch Kompromiß zwischen Unverträglichem auf seinem Wege. Die Spannung zwischen Kapital und Proletarier, der sich nur dadurch vom Proletarier emanzipieren kann, daß er den Arbeitgeber von seinem Kapital emanzipiert, ist niemals mehr mit gelber Gewerkschaft zu lösen oder mit halben Ideen, die gerade in der Wirtschaftssphäre, worauf es auch ankommt, worauf es entlastend zuerst ankommt, nichts kosten. Das französische und vielleicht mehr noch das amerikanische Temperament steht verbesserter Abhängigkeit, steht auch dem neu aufgelegten Patriarchalismus,

besonders wo seine demagogische Absicht spürbar sein sollte, durchaus entgegen. Die eingeschnürten Kleinbauern und Proletarier der Entente, höchst geübt im Freiheitssinn, werden sich holen, was sie brauchen, wenn es ihnen täuschender Rückfall, reaktionärer Verzug nicht gibt. Indes das Bedeutsamste dabei ist: der Klasse der Besitzenden, der ententistischen Bürger, nachdem sie von der Idee ihrer Vorfahren, ihrer eigenen Befreiung, nochmals so stark ergriffen worden sind, wird keine moralische Kraft mehr beistehen, die Konsequenz der Freiheit zu unterdrücken. Ist in Deutschland das Bürgertum als Klasse dreiviertels zerrieben und proletarisiert worden, so hat sich in der Entente der Liberalismus aus dem Stand der Hure nochmals in den Stand der Jungfrau begeben. Der Burgfriede hat in der Entente so wenig die Besitzenden und Herrschenden gestärkt, als dort allgemeine Wehrpflicht gegen den Teufel die zivile Qualität des Staates aufhob: im Gegenteil, die Regierungen sahen sich durchaus an den contrat social verwiesen, auf dem der bürgerliche Staat beruht, und das Volk, das große Wesen, faßte sich neu als Boden, Wurzel und Begriff. Daher braucht dort auch die Jugend nicht mehr, wie es ihren neugotischen Mißverständnissen vor dem Krieg beliebte, gegen den verkommenen Bürger und glückhaften Advokaten eine noch größere, eine auch im Original antichristlich bestehende Verkommenheit, die des hierarchischen Junkertums hochzuhalten. Sondern die erinnerten Tage des Bastillensturmes geben bessere Heilung; der mystische Citoyen, wie ihn Kant in den letzten Worten der Metaphysik der Sitten auch transzendent einsetzte, trägt allein die nahen Umrisse des Menschengesichts. So ist nochmals Gewissen in den Liberalismus gekommen, das die Roheit und bisherige Verantwortungslosigkeit gegen die Gemeinschaft schwächt; so wenig der falsche Demetrius, als er von sich wußte, innerlich noch die Festigkeit zum Thronraub behielt, so wenig kann der moralisch abgedeckte Aus-

beuter-Kapitalismus noch gegen die Demokratie handeln oder sie fernerhin als Kulisse mißbrauchen, als Phrase für seine Klassenherrschaft usurpieren. Derart also ist voraussichtlich zwar kein gutmütig grundsatzloses Wohlfahrtswesen, aber auch kein nochmaliger Zwang zur Barrikade in der Entente zu erwarten. Die volle Schärfe des Klassenkampfes und der verwildernden Diktatur ist dort unwahrscheinlich geworden, nachdem nicht nur Überdruß an Blut und Gewalt die außerdeutsche Welt erfüllt, sondern eben vorzüglich unter den Völkern der Entente eine Einheitlichkeit des Fühlens, Wollens und sich recht Verstehens eingetreten ist, wie sie gleich vollkommen seit Beginn der Neuzeit, dieser sucherischen, geteilt experimentierenden, noch nicht zu erblicken war. Die Beweislast hat sich durchgreifend im öffentlichen Bewußtsein verschoben: war vordem die Raffgier und der egoistische Trumpf selbstverständlich, da die Menschen keine Engel werden können, so ist nunmehr selbst die Frage, weshalb denn die Menschen keine Engel sollten werden können, in den alltäglichsten Horizont eingerückt; es lohnt sich, dieses einmal zu versuchen, man begreift die andauernde Betonung dieses Nichtkönnens weder als sehr pädagogisch noch auch nur als einigermaßen exakt. Endlich rauscht die Flut der guten Neigung in der Welt auf, und die Worte Sebastian Francks: wenn der Eigennutz nicht wäre, wäre das Evangelium nicht schwer — schlagen sich endlich aus der alten Mystik nieder, beginnen in den Herzen von Millionen Menschen sichere Gestalt anzunehmen. Als Hoffnung und Resultat dieser entsetzlichen Jahre bleibt derart durchaus: die westlichen Völker fühlen ein Licht, das die schwersten Schatten löst, das Übersehenes, himmlisch Unterirdisches plötzlich ins grellste Zentrum rückt, das die geheime ketzerische, pythagoräische, essäische, urchristliche, albigensische, wiedertäuferische Blüte, Ideengewalt der Menschenrechte, Traum Weitlings und aller Bekenner der Freiheit und Heiligung, des

Utopierechts der Menschheit zur Vollendung bringt. Die freien Völker durch steigend gemeinsamen Machtekel überraschend aus den Klassen herausgelöst, sehen sich nur noch mit schwachem Widerstand der eigenen göttlichen Dynamik preisgegeben.

Wäre also auch der äußere Augenblick zur Entlastung im Westen weniger günstig als in Deutschland und Rußland, so ist dafür die innere Bedingungsreihe zur Revolution der Menschenseele gewisser: und nicht nur die Sozialisierung, sondern eben der Sozialismus als Konsequenz der großen Umarmung auf dem Marsfeld ist vorerst allein im Westen möglich; als Mystik Frankreichs ist er möglich. Er hebt kaum an aus leidenden Menschen, vor allem, wenn das Unglück schuldhaft und in seiner bösen Wurzel nicht zerstört ist. Die Besiegten und Zerbrochenen, die nicht im Fanatismus der Wiedergeburt sich selbst besiegt und zerbrochen haben, um zu werden, besitzen nicht die Kraft der entente cordiale, um dem gärenden Christus der übrigen Welt das Lösewort zu geben. Die Sozialistische Führung Deutschlands, das so schwer erkrankte, das seine möglichen Wilsons lieber ermorden als begreifen wollte, wäre eine Ungerechtigkeit äußerster Ordnung, eine letzte, skurilste Anmaßung derer, die alles getan haben, um die Nacht der Adventszeit zu verlängern und die unaufhaltsam entspringende Reichezeit zu erschlagen. Nur unter gütigen, begeisterten, der Tiefe des Menschenbunds hingegebenen, chiliastischer Pilgerschaft vertrauten Völkern ist die Magie der Brüderlichkeit möglich; gereinigtes Gewissen, Instinkt des Ziels sind sowohl die Bedingungen des Anfangs wie der dauernd sich steigernde Bewußtseinsinhalt des Sozialismus, dieser sich so wohl abhebenden Mobilmachung zum himmlischen Reich. Erst vom Westen her wird solcher Art das gemeinsame Wesen nach Deutschland und auch nach dem ungeheuerlich verschlossenen Rußland zurückschlagen, dort den frommen Progreß der Armut, der Liebe und der Erwartung am radikalsten entzündend.

Douglas Goldring:

DER KAMPF UM DIE FREIHEIT

Schauspiel in vier Aufzügen

Deutsch von Hermynia von Zur Mühlen

Bühnen gegenüber Manuskript. Alle Rechte, insbesondere das der Übersetzung, vorbehalten

PERSONEN:

Samuel Slaugther, Dechant von Devizes
Frau Slaughter, seine Frau
Frau Lambert
Margaret Lambert, ihre Tochter
Fräulein Eleanor Lambert
Hauptmann Michael Henderson
Philipp Henderson
Oliver Beeching
Zwei Stubenmädchen

Spielt in London in den ersten Augustwochen des Jahres 1918. Erster und vierter Aufzug: Zimmer im Hause Fräulein Lamberts in Cheyne Walk; zweiter Aufzug: Zimmer in Philipp Hendersons Wohnung in Campden Hill; dritter Aufzug: Frau Lamberts Salon in Kensington Square.

ERSTER AUFZUG.

(Speisezimmer bei Fräulein Eleanor Lambert. Links ein Kamin. Im Hintergrund ein langer weißgedeckter Tisch mit Speisen, Getränken, Tellern, Gläsern und Karaffen. Eine kleine Abendgesellschaft.)

Das Zimmer ist hübsch möbliert, an den Wänden hängen gute Bilder; die eigenartige pfaublaue Tapete verrät, daß sich die Dame des Hauses an die einstige Nachbarschaft Whistlers erinnert.

Da der Vorhang aufgeht, hat sich bereits die Mehrzahl der Gäste hinauf in den Salon begeben; fünf — der Dechant von Devizes und seine Frau, Frau Lambert, Margaret Lambert und Philipp Henderson sind noch im Speisezimmer anwesend.

Philipp Henderson und Margaret stehen vor dem Büfett, mit dem Rücken gegen den Zuschauerraum; der Dechant, Frau Lambert und Frau Slaughter verharren in der Mitte der Bühne, sie halten Kaffeetassen in der Hand und essen Sandwiches.

Frau Lambert ist eine dicke, gutmütige Frau von fünfundfünfzig Jahren. Sie trägt eine blonde Perücke; ihr Gesicht verrät Hilflosigkeit, Gleichmütigkeit und Vertrauensseligkeit. Ihr unbegrenztes Vertrauen zum Dechanten ist im Laufe von dreißig Jahren niemals erschüttert worden; er nimmt in ihrem religiösen Leben den Platz ein, der Gott zukommt.

Der Dechant ist eine imposante, weißhaarige, vollgesichtige Gestalt mit einer lauten, dogmatischen Stimme. Er ist stolz auf seine militärische Haltung. (Vor seiner Einweihung war er Leutnant in einem Kavallerieregiment.)

Frau Slaughter ist eine kleine, sehnige Frau mit säuerlichen Manieren, einer dünnen, durchsichtigen Stimme und einem ewigen Schnupfen. Ihre Kleidung hat etwas uniformartiges; doch trägt sie, obgleich sie Patronesse verschiedener Kriegswohlfahrtsinstitutionen ist, (insbesondere eines Offizierspitals für Nervenchockkranke), keine Tracht.

Der Dechant: (gereizt seine Kaffeetasse betrachtend). Wenn ich auf der Welt etwas nicht ausstehen kann, so ist es lauer Kaffee.

Frau Lambert: Stellen Sie, bitte, die Tasse fort, und trinken Sie ein Glas Portwein. Tun Sie's bitte!

Frau Slaughter: Samuel hat König Georgs Gelübde auf sich genommen, Mary. Er wird bis zur Beendigung des Krieges keinen Alkohol anrühren. (Sie schnupft auf.)

Frau Lambert: (mit feuchten Augen zum Dechanten aufsehend). O, das ist von Ihnen wirklich wundervoll.

Der Dechant: Nicht im geringsten; das mindeste, was ich in meiner Stellung tun kann, ist, ein gutes Beispiel geben. Ich finde die Gleichgültigkeit des Publikums gegenüber der heroischen Opferfreudigkeit des Königs einfach skandalös! Die ganze Nation hätte ihm folgen müssen. (In diesem Augenblick schaut der Dechant zu Philipp und Margaret hinüber. Peinliches Schweigen)

Frau Slaughter: Wahrlich, wenn es so weit kommt, daß junge Mädchen Whiskey trinken, ist es wirklich an der Zeit, „Halt" zu rufen.

Der Dechant: Ich muß Ihnen sagen, Mary, es versetzt mich in Erstaunen, daß Sie derlei gestatten. Überhaupt gefällt mir Margarets Verhalten gar nicht. Ich habe sie getauft und auf die Konfirmation vorbereitet, daher werden Sie wohl verzeihen, wenn ich — ich — die Sache erwähne!

Frau Lambert: (dem Weinen nahe). Mein lieber Samuel, was kann ich denn tun. Ich weiß nicht, was mit den jungen Mädchen seit Ausbruch des Krieges geschehen ist; ihre armen Mütter sind außerstande, mit ihnen fertig zu werden.

Frau Slaughter: Ich muß sagen, einige halten sich prächtig — die Mädchen in meinem Spital (sie schnupft auf) zum Beispiel.

Frau Lambert: (etwas gereizt). Ich habe mir erzählen lassen, daß die Pflegerinnen ganz anders sein könnten; auch die, welche den „Kolonialen" Westminster Abey zeigen. Und was diese ganze „Land-Heer-Geschichte" anbelangt . . . die Mädchen springen einher wie junge Karrenpferde. Auch die „Wacks" mißfallen mir sehr; sie sitzen mit gekreuzten Beinen in den Wohnzimmern ihrer Mütter und blasen allen Leuten Zigarettenrauch ins Gesicht. Und dann, das Herumrasen im Automobil durch das ganze Land, in Begleitung eines jungen Stabsoffiziers . . . Ich kann das nicht in der Ordnung finden, selbst wenn jetzt Krieg ist. (Hitzig) Ich bin froh, daß sich Margaret mit Kunst befaßt, obwohl sie diese ja tatsächlich mit merkwürdigen Leuten zusammenführt.

Der Dechant: Nun, nun, man kann über Ansichten nicht streiten, Mary; doch meine ich, Sie müßten es dennoch vorziehen, wenn Ihre Tochter sich irgend einer Kriegstätigkeit gewidmet hätte, um so mehr, da sie ja mit einem Offizier verlobt ist, der tapfer sein Vaterland verteidigt. Wenn einige der Individuen, die sich heute Abend hier eingefunden haben, als Beispiele dienen können, so sind Margarets neue Bekannte wirklich recht fragwürdig — etliche sehen höchst mißliebig aus.

Frau Slaughter: Eleanor und ich kennen einander ja bereits seit vielen Jahren, trotzdem muß ich sagen, (sie schnupft auf) daß sie gerade jetzt nicht der richtige Einfluß für Margaret ist. Eleanor

war stets überspannt, das müssen Sie zugeben, Mary. Haben Sie die Suffragettenzeit vergessen, da sie verhaftet wurde?

Frau Lambert: Sie scheinen nicht einzusehen, daß Margaret sich für alt genug hält, um ihren Umgang selbst zu wählen.

Frau Slaugther: Ich teile diese Ansicht nicht. Eleanor ermangelte stets das seelische Gleichgewicht; so lieb sie mir auch ist, ich muß es dennoch aussprechen. Es geht nicht anders, Mary, Sie müssen Margaret gegenüber die Zügel fester straffen.

Frau Lambert: (hilflos) Was kann ich tun? Ich gebe mir alle Mühe, mit ihr Schritt zu halten, doch haben wir Mütter heutzutage gar keine Möglichkeit, dies mit Erfolg zu tun. Wären Sie, Janey, Mutter, Sie würden es verstehen.

Der Dechant: Hm. Ich will später ein wenig mitMargaret plaudern. Diese Schriftsteller und Maler — diese sogenannten Künstler — mißfallen mir. Wie ist es ihnen allen gelungen, von jedem Dienst enthoben zu werden? frage ich mich. Sie sehen wie Sozialisten — Prodeutsche — sogar wie Dienstverweigerer aus Gewissensgründen aus! Es ist ein Unrecht gegen Michael, dem Mädchen soviel Freiheit zu lassen. Schließlich habe ich Margaret getauft, sie auf die Konfirmation vorbereitet — ich will lieber jetzt gleich mit ihr sprechen . . . (Listig lächelnd)

Frau Lambert: (äußerst nervös). O, bitte nicht, Samuel; wenigstens nicht heute Abend; sie würde es mir niemals verzeihen. Außerdem kommt Michael morgen heim — Sie wissen doch, daß er ganz unerwartet einen siebentägigen Urlaub erhalten hat?

Der Dechant: Da sich niemand herabließ, mir dies mitzuteilen, kommt mir die Nachricht ganz unerwartet.

Frau Lambert: Auch wir selbst haben es erst gestern erfahren. Er dürfte bereits morgen früh hier sein. O, ist es nicht herrlich?

Der Dechant: Hm, das freut mich sehr, freut mich sehr, hoffentlich wird er ein ernstes Wort mit ihr reden. Das Allerbeste wäre, die beiden heirateten, bevor er an die Front zurückgeht.

Frau Lambert: Er ist lange fortgewesen — achtzehn Monate — Ich fürchte, er wird Margaret recht verändert finden.

Der Dechant: Verändert? Inwiefern?

Frau Slaughter: Das läßt sich unschwer erraten.

Frau Lambert: (mit einem Seufzer der Verwirrung und Hilflosigkeit). Ich kann nicht leugnen, daß sich Margaret im letzten Jahr sehr verändert hat. Bisweilen platzt sie mit den seltsamsten Ideen heraus — mit revolutionären Ideen! Sie erschreckt mich.

Der Dechant: (das alte Schlachtroß riecht Blut). Ha! Sozialismus, nehme ich an! Sozialismus! Das ist wirklich skandalös! Skandalös! Ich dachte mir ja gleich, daß diese ungekämmten Männer

und ungewaschenen Frauen von Pazifismus und Revolution verseucht sind. Ich wußte es ja! Diese Leute sind die Feinde jeglicher Anständigkeit, jeglicher Ordnung . . .

(Margaret und Philipp Henderson treten zu den Übrigen und vernehmen die letzten Worte des Dechanten.

Philipp Henderson ist ein Mann von sechsunddreißig Jahren, glatt rasiert; er trägt einen Zwicker. Er hat eine leichte, joviale Art und ist von dem humoristischen Zynismus beseelt, der im Finanzministerium, wo er angestellt ist, üppig gedeiht.

Margaret Lambert ist ein schönes, blondes Mädchen von mittlerer Größe. Sie ist zweiundzwanzig Jahre alt; ihr Charakter ist noch ziemlich unreif, bloß jener Teil, der sich auf die Eroberung männlicher Bewunderung versteht, ist vollkommen entwickelt. Ihre Lebensanschauung ist voll eifrigem Idealismus, sie ist unschuldig und unverdorben, ohne jedoch unwissend zu sein.

Philipp Henderson (dem Dechanten eine Schüssel anbietend): Wollen Sie ein Sandwich, Herr Dechant? Gansleber?

Der Dechant (streng): Danke! (er nimmt zwei Sandwiches).

Margaret: O, sagen Sie mir doch, wer die Feinde der Anständigkeit und Ordnung sind, ich bin höchst begierig, dies zu erfahren. Es regt mich unsagbar auf.

Der Dechant: Die verräterischen Sozialisten, meine Liebe. Ich hoffe, Sie werden nie etwas mit ihnen zu schaffen haben.

Margaret (lachend): Nun weiß ich doch endlich, was der Ausdruck „Landung der Truppen zur Wiederherstellung der Ordnung" bedeutet. Das bedeutet natürlich, Soldaten aussenden, um den Sozialismus zu unterdrücken. Was geschähe wohl, wenn die Soldaten, anstatt ihn zu unterdrücken, davon angesteckt würden?

Der Dechant: Die Soldaten — unsere Soldaten wenigstens — haben dafür viel zu viel Verstand, Margaret. Fragen Sie bloß Michael danach, wenn sie ihn sehen.

Margaret: Hm, ja. Michael würde von diesem Bazillus wohl nicht infiziert.

Der Dechant: Gewiß nicht. Es wird ihm auch sehr unlieb sein, zu erfahren daß Sie während seiner Abwesenheit mit Sozialisten verkehrten.

Margaret (heiter): Aber ich bin doch selbst Sozialist, ich glaube sogar, ich bin Bolschewik. Was soll ich tun? Ich kann doch schwerlich den Verkehr mit mir selbst abbrechen.

Frau Lambert (verzweifelt): Margaret, sei nicht so töricht.

Der Dechant: Wir werden mit einander sprechen, mein Kind. Dies ist nicht zum Lachen. Ich habe das Gefühl hoher Verantwortlichkeit. Vergessen Sie nicht, daß ich Sie getauft und auf die Konfirmation vorbereitet habe.

(Philipp und Margaret schauen einander lächelnd an.)

Frau Slaughter: Wir sollten in den Salon gehen, Eleanor wird uns vermissen.

Frau Lambert: Ja, wir müssen gehen.

(Der Dechant, Frau Slaughter, Frau Lambert ab.)

Margaret: Hu, dummer alter Idiot! Er spricht von Sozialisten, als ob sie Verbrecher wären! Was geht es ihn an — und was geht es Michael an — mit wem ich verkehre? Ich bin doch kein Schulmädchen mehr; Michael hat mich bei keiner Lotterie gewonnen. Was kann ich dafür, daß mich der alte Narr getauft und auf die Konfirmation vorbereitet hat! (Sie ahmt die Sprechweise des Dechanten nach.)

Philipp: Margaret, ich fürchte, Sie haben vor dem lieben Dechanten nicht den gebührenden Respekt.

Margaret (scherzhaft, schmollend, doch wirklich gereizt): Der Teufel hol den lieben Dechanten! Es ist zu arg, daß Mutter mit der alten Vogelscheuche über mich redet, als ob ich ein sechsjähriges Kind wäre. Ich bin doch wirklich alt genug, um mir meine Freunde selbst zu wählen! Außerdem bin ich um vieles älter als meine Mutter. — Warum wollen Eltern nie einsehen, daß die Kinder erfahrener sind. (Seufzt.) Das ist es wohl, was alles so erschwert.

Philipp (tritt ans Büfett und gießt sorgfältig messend etwas Whiskey in sein Glas): Ich darf meine Ration nicht überschreiten.

Margaret: Doch ist es für die Familie gut, daß sie wenigstens durch ein Glied mit der Zukunft verknüpft wird. Wenn in England die soziale Revolution ausbricht, so werden sie alle hilfesuchend zu uns stürzen. Und was der Dechant dann tun wird — der arme!

Philipp (lachend): Lebt der alte Revolutionsschwindel immer noch? Sie sind wohl alle teuflisch wertvolle Leute, diese Geniusse mit den roten Krawatten. Es ist nur schade, daß sie nicht etwas mehr tun und etwas weniger reden.

Margaret (gleichsam eine auswendig gelernte Lektion hersagend): Sie haben wenigstens Ideen im Kopf und etwas, worüber es sich zu reden lohnt! Sie sind wirkliche Menschen, überdenken die Dinge selbst, sind nicht bloß Gramophone, die die Leitartikel der „Daily Mail" herleiern. Sind nicht auf eine trübselige Anzahl von Papageirufen beschränkt. Auch haben sie den Mut ihrer Überzeugung. In diesem „Freiheitskrieg" sind sie die einzigen, die nicht zu Sklaven geworden sind, die einzigen, die sich ihre Ideale erhalten haben, und den Versuch wagen, den Rest der Menschheit zu retten, da die Welt toll geworden und unsere vielgerühmte Zivilisation. . . .

Philipp: .... unter unsern Füßen zu Scherben zerfällt! Bitte, hören Sie auf, liebes Kind! Ich kann das ganze Zeug auf dem Kopfe stehend hersagen. Zur Strafe für meine Sünden war ich in meiner Jugend Mitglied der Fabian-Gesellschaft. Ja, ich!

Margaret (liebenswürdig): Dann kann ich nur sagen, daß Sie sich um so mehr schämen müßten. (Wie oben.) Wir sind in diesen Krieg um die Freiheit von Idealen beseelt eingetreten — wenigstens die Nation hat dies getan. Wofür kämpfen wir jetzt? — für Kohle, Eisen, Entschädigungen, Annektionen, genau wie unsere Feinde. Die ganze Welt ist durch militaristische Regierungen versklavt. Wenn sogar die Fabians ihren Glauben verloren haben und ihren alten Satzungen untreu wurden, so ist es kein Wunder, daß sich die Masse fortreißen ließ. Doch gibt es etliche, die fest geblieben sind.

Philipp (mit plötzlich aufflammendem Gefühl, doch auch in der Erkenntnis des dramatischen Effekts): Es gibt ihrer wahrlich etliche ... ihre Knochen liegen bei den Trümmern von Ypern. Auch Michaels Leiche läge dort, hätte ihn nicht ein glücklicher Zufall bewahrt. Daran denken Sie wohl nie?!

Margaret: Warum müssen Sie, Philipp, für die Galerie posieren, sogar, wenn Sie mit mir allein sprechen? Die Leute, die Sie „Friedens-Narren" nennen, dünken mich die einzigen, die jemals an dergleichen denken. Die Patrioten und ihre Presse werden sich nicht zufrieden geben, ehe ganz Europa ein einziger, ungeheuerer Friedhof geworden ist, und bis nur noch Munitionsarbeiter, Greise, Frauen, Kinder und einige Millionen fauler Staatsbeamten am Leben sind.

Philipp: Halten Sie ein, Margaret! Haben Sie Mitleid mit dem armen Staatsbeamten!

Margaret: Gut, ich greife sie nicht an, Sie sind viel zu dick und bequem, um ernst genommen zu werden. Setzen Sie sich hier her und versuchen Sie, ernst zu sein. Käme doch Oliver Beeching; er sagte zwar, er würde sich verspäten, doch ist es schon fast halb elf. Sein Meeting muß schon zu Ende sein.

Philipp: Meeting! Großer Gott, Margaret, wo sind Sie hingeraten? Und darf ich fragen, wer Oliver Beeching ist?

Margaret: Ein Freund ... ein großer Freund ...

Philipp: Margaret, betrachten Sie mich noch als großen „Freund", als wahren Freund ... einen, zu dem Sie offen sprechen können?

Margaret: Ja.

Philipp: Dann, liebes Kind ... bitte beruhigen Sie mich. Bedeutet alldies etwas, was zwischen Sie und Michael treten könnte?

Margaret: O, ich bin so froh, daß Sie mich dies fragen. Ich wagte mich nicht an das Thema. Philipp, ich bin so unglücklich . . . ich weiß nicht, was ich tun soll . . . weiß bloß, daß ich Michael niemals heiraten kann.

Philipp: Guter Gott!

Margaret: Wir würden uns nie verstehen; es wäre von allem Anfang an hoffnungslos. Seit Monaten will ich ihm schreiben, will unsere Verlobung lösen; doch habe ich es immer verschoben. Heute aber muß ich endlich schreiben, damit er den Brief bei seiner Ankunft erhält. Und es deucht mich so grausam, so herzlos. Aber was kann ich tun? Es ist doch besser, ganz ehrlich zu sein?

Philipp: Es wird den armen Teufel zweifellos schwer treffen. Sind Sie überzeugt, daß die Sache nicht anders wird, wenn Sie ihn sehen? Ich weiß, er ist lange fortgewesen . . . Man vergißt die Abwesenden. Gut, Margaret, schreiben Sie ihm, weigern Sie sich aber nicht, ihn zu sehen. Versprechen Sie es mir.

Margaret: Natürlich werden wir wie gewöhnlich zusammentreffen.

Philipp: Ich meine nicht „wie gewöhnlich" . . . . Sie sollen sich mit ihm aussprechen. Gönnen Sie dem armen Jungen eine Chance, Margaret.

Margaret: Ich dürfte mich wohl nicht — drücken; doch weiß ich, daß es ganz nutzlos sein wird. Es hat sich während seiner langen Abwesenheit so viel ereignet. Ich habe mich derart verändert. . . Meine ganzen Ansichten über . . . über alles sind anders geworden.

Philipp: Haben Sie mit ihrer Mutter über die Sache gesprochen?

Margaret: Nein, ich habe außer zu Tante Eleanor keinem Menschen davon gesprochen.

Philipp: O, die Tante Eleanor. Und was meint sie?

Margaret: Ich sollte die Wahrheit sagen. Dies ist bei Schwierigkeiten des Lebens ihr ständiger Rat.

Philipp: Vielleicht wird das im Millenium gehen . . . wenn Ihre berühmte soziale Revolution vorüber und Ihre bolschewistische Republik eingeführt ist; gegenwärtig kann die Wahrheit verflucht unangenehm wirken . . . außer sie wird tropfenweise eingegeben.

Margaret: Philipp, wenn Sie Michael morgen von der Bahn abholen, . . . könnten Sie ihn nicht auf meinen Brief vorbereiten? Könnten Sie ihm nicht den ersten Tropfen der Wahrheit einflößen?

Philipp (seufzend): Es ist wirklich schrecklich, Margaret. Ich habe Sie beide sehr lieb, kenne Sie nun schon ein ganzes Leben lang, habe Sie bereits als meine Schwägerin betrachtet. Doch bin ich

für derartige Gefühlskrisen nicht geschaffen. Ich werde meinen Appetit verlieren, werde mager werden wie eine Zaunlatte.

Margaret (dem Weinen nahe): Und ich erst! Ich glaube, ich war noch nie so unglücklich.

Philipp: Ich verstehe mich nicht auf Psychologie, meine Liebe, dennoch kann sogar ich erraten, daß es hier einen anderen gibt . . . jemand, der zu dieser bedeutsamen Veränderung seinen Teil beigetragen hat. Doch will ich nicht weiter fragen.

(Fräulein Lambert und Oliver Beeching treten ein. Fräulein Lambert ist etwa sechzig Jahre alt, grauhaarig, mager, biegsame Gestalt, mit einem strengen, etwas verächtlichen Ausdruck, der sich mildert, sobald sie lächelt. Sie hat eine gerade, fast herausfordernde Art, trägt ein Lorgnon in der Hand, als ob es eine tötliche Waffe wäre. Beim Sprechen stößt sie damit in die Luft.

Oliver Beeching ist ein dunkelhaariger, schlanker, dreißigjähriger Mann mit enthusiastischen Augen von schier unnatürlichem Ernst.)

Fräulein Lambert: Margaret, sorge dafür, daß Oliver etwas ißt. Er ist eben erst gekommen, und sein Meeting hat um sieben Uhr begonnen; er hat bestimmt nicht diniert, ist ja so schrecklich zerstreut. Philipp, das ist Herr Beeching — Herr Philipp Henderson (beide verbeugen sich). Beeilt euch ein wenig. Margaret, Du sollst vorsingen.

Margaret (begeistert): Was für ein Meeting war heute Abend, Oliver?

Oliver: Die Leute nennen sich „Die Liga der Freiheit" Heiliger Samuel, die Liga der Freiheit! Ich mußte über den „Kampf um die Freiheit" referieren. Verdammte Kaninchen!

Margaret (lachend): Heiliger Samuel, ein guter Namen für den Dechanten.

Fräulein Lambert: Kommen Sie, Philipp, das interessiert sie ja ohnehin nicht. Es ist ebenso grausam, einem Staatsbeamten von Freiheit zu reden, wie eine Katze mit kaltem Wasser zu übergießen.

(Philipp Henderson und Fräulein Lambert ab.)

Margaret (reicht Oliver Speisen und Getränke): Ich hätte Sie so gerne reden gehört. Wurden Sie auch diesmal gestört?

Oliver (wütend auf und abgehend): Gestört? Guter Gott, nein! Diese Leute waren jeglicher Störung unfähig. Wenn das ganze Pack ein einziges faules Ei besessen hätte, es würde kein Mann den Mut gefunden haben, es zu werfen. O nein! Das war ja das Ärgste, daß sie alle Sympathisierende waren. Milde, bebrillte Narren, die andere Wange hinhaltend, nach Gewissensfreiheit seufzend. Und das nennt sich Arbeiter, Mitglied der Unabhängigen Arbeiterpartei, Gewerkschaftler! Was für ein Pack...

Wie können wir hoffen, in diesem Lande eine aktive Demokratie zusammen zu schweißen, wenn die Labour-Party — die Labour-Party, in eine derartige Regierung eintritt und ruhig zusieht, wie ihre Führer schlecht behandelt, insultiert und von Lloyd George entlassen wird, bloß weil er die Wahrheit sagt? Wäre das Proletariat nicht völlig verknechtet, bestände es nicht aus minderwertigen Leuten, die mit ihrer Minderwertigkeit ganz zufrieden sind — es hätte bereits vor Jahren die Regierung des Landes an sich gerissen. Der Krieg wäre mit Ehren beendet worden. Niemals werden ihm die Kapitalisten freiwillig ein Ende machen. Sie wagen es nicht! Millionen Leben wären gerettet worden, die ganze Welt wäre der Freiheit um eine Stufe näher gekommen. Das englische Proletariat jedoch blökt wie ein schwaches Schaf, und sogar Munitionsfabrikanten und Zeitungsinhaber dürfen sich gestatten, seine Führer zu insultieren. Jedes korrupte Schwein, das ein medizinisches Diplom oder eine Groschenanstellung bei der Regierung besitzt, darf ohne jede Gefahr den britischen Arbeiter quälen und martern . . . Denn dies behagt dem Proletarier!

Margaret: Aber, Oliver!

Oliver: Es ist wahr. Die Arbeiterklasse Englands verdient alles, was man ihr antut; sie verdient es, gezwungenerweise für die Zwecke der Munitionsfabrikanten zu sterben. Sie verdient, den Staub lecken, den Hut abnehmen, am Boden kriechen und danken zu müssen, wenn man sie ihrer Freiheiten beraubt . . . im heiligen Namen der Freiheit. Sie läßt sich von als patriotische Labour-Führer maskierten Regierungsagenten betrügen, läßt ihrer Presse einen Maulkorb anlegen, die Männer und Frauen, die das geringste Rückgrat haben, ins Gefängnis werfen, mit gemeinen Verbrechern in eine Zelle stecken, vom Polizeimagistrat beschimpfen. Jene, die kein Khaki tragen, erdulden willig alles, solange sie vom Schützengraben befreit werden und eine Lohnerhöhung erhalten. Die anderen armen Teufel vermögen sich nicht zu helfen. Es ist nichts zu machen, Margaret; als Nation sind wir faul, bis in den innersten Kern. Die einzig anständigen sind die armen Teufel drüben in Frankreich, und die hat die heimische Demokratie ihrem Schicksal überlassen, den Wölfen zum Fraß hingeworfen . . .

Eines muß ich den langhaarigen Narren und milden Dissidenten lassen; sie haben den Mut ihrer Überzeugung, gehen lieber ins Gefängnis, als sie zu verleugnen. Diese paar tausend unglückseligen, ehrenhaften Männer werden vielleicht noch unsere Rettung sein. Ich weiß es nicht, Deutschland und Rußland sind

die Hoffnung der Welt. Deutschland wird in kürzester Zeit aufstehen und seine Freiheit erlangen. Es wird von uns die englische Freiheit übernehmen und uns dafür den preußischen Militarismus geben! Glauben Sie mir: das geschlagene Deutschland wird den größten Sieg dieses Krieges erringen. Es wird seine Seele erretten.

Margaret (verwirrt und unruhig): Oliver, es berührt mich peinlich, wenn Sie die Ihren schmähen.

Oliver: Ich schmähe sie nicht; bekenne bloß die Wahrheit, zu zweit, allein mit dem Mädchen, das ich liebe. Das darf ich doch?

Margaret (leise): Wissen sie auch, was sie eben gesagt haben?

Oliver (tritt zum Sofa und küßt Margaret) Das weißt Du ja schon seit Monaten, Liebste, leugne es nicht.

Margaret: Ja, aber es ist etwas anderes, wenn es ausgesprochen wird.

Oliver: Ich sehe keinen Unterschied. Eine Tatsache ist eine Tatsache. Der Abdruck in einer Zeitung macht sie nicht wahrer, im Gegenteil. Seit Monaten habe ich Dir durch mein ganzes Wesen meine Liebe gestanden.

Margaret: Und ich? Was habe ich gesagt?

Oliver (errötend): Nun, das weiß ich nicht. Jedenfalls hast Du keinen Einspruch erhoben. Wer schweigt, willigt ein.

Margaret: Es ist meine Schuld.

Oliver: Was?

Margaret: Wir scheinen beide vergessen zu haben, daß ich verlobt bin.

Oliver: Verlobt! Mein Gott!

Margaret: Und wie ein Feigling habe ich es unterlassen, die Verlobung zu lösen. Er kommt morgen auf einen siebentägigen Urlaub heim. Ich glaube, er will mich heiraten, bevor er in den Schützengraben zurück muß.

Oliver (pfeift): Du willst ihn doch nicht heiraten?!

Margaret: Oliver, wie kannst du nur? Es ist zu arg nach allem . . .

Oliver: Was wir einander zu sagen unterließen.

Margaret: Meinetwegen. Ich komme mir so schlecht vor, habe mich gegen Michael gemein benommen. Er wird mich hassen und verachten, alle werden es tun, die von der Sache erfahren.

Oliver: Unsinn, Baby! Es war nicht deine Schuld; keiner von uns ist daran schuld; es ist eben so gekommen. Eine Verlobung ist doch schließlich keine Ehe. Wenn du ihn nicht wirklich liebst, so solltest du froh sein, dies entdeckt zu haben, bevor

es zu spät ist. Es ist ja der Sinn der Verlobung, den Leuten hierzu Gelegenheit zu geben.

Margaret: Ja, das stimmt wohl. Ich kannte Michael kaum, als ich mich mit ihm verlobte, war noch ein dummes Schulmädchen. Seither habe ich mich völlig verändert; wenn ich zurückblicke, vermag ich mich selbst nicht zu erkennen. Ich trug sogar sein Regimentsabzeichen als Brosche! Das spricht doch Bände.

Oliver: Hör mich an, Margaret, Liebste. Wir wollen die Karten auf den Tisch legen. Löse auf alle Fälle Deine Verlobung mit diesem Henderson, das ist ja eine ganz kindische Sache. Aber überlege es Dir, bevor Du meinen Antrag mit „ja" beantwortest.

Margaret (lachend): Nachdem Du mir noch gar keinen Antrag gemacht hast, weißt Du doch gar nicht, ob ich „ja" sagen werde?

Oliver: Derlei Dinge weiß man.

Margaret: Einbildung!

Oliver: Nun, willst Du?

Margaret (scherzend): Ob ich will? Was?

Oliver: Mich heiraten, natürlich.

Margaret: Es ist ungerecht gegen . . .

Oliver: Ich weiß; das wollte ich eben sagen, als Du mich unterbrachst. Es ist ungerecht, wenn Du nicht ganz genau weißt, was Du auf Dich nimmst. Was Deine Familie und Deinen gesellschaftlichen Kreis anbelangt, so stehe ich im feindlichen Lager. Wenn Du mich heiratest, wirst Du für sie ein Verräter sein. Der Freund Deiner Mutter, der liebe Dechant, wird sich an die Polizei wenden. Du weißt, daß ich Elektrotechniker bin, eine Art Handwerker, ein geschulter Arbeiter. Mein Vater war Kunsttischler, ein prächtiger Arbeiter; aber er war kein Gentleman, Gott sei Dank. Er hat sein Brot verdient, wie ich meines verdiene.

Margaret: Oliver, wie kannst Du so reden, Du bist wirklich gemein, wenn Du so tust, als ob Du meinen Ausspruch: „es ist ungerecht" mißverständest. Ich meinte, es sei ungerecht, an mich eine entscheidende Frage zu stellen, mich zu veranlassen: „ja, ich will" zu sagen — wie in der Kirche.

Oliver: Du sollst es, Liebste, nur dann sagen, wenn Du genau weißt, was Du damit tust. Henderson ist reich, ich bin es nicht. Er ist Offizier, ich bin revolutionärer Agitator. Wenn Du ihn um meinetwillen sitzen läßt, werden sich Deine Familie und seine Familie gegen Dich wenden. Sie werden Dir auch — mit voller Berechtigung — sagen, daß Du ein schlechtes Geschäft machst.

Margaret (weinerlich): Ich glaube, Du willst mich gar nicht. Als ob es mir nicht einerlei wäre, ob wir arm oder reich sind. Und wenn Du bloß dreißig Shilling in der Woche verdientest!

Oliver (empört): Dreißig Shilling in der Woche! Ich bitte Dich zur Kenntnis zu nehmen, mein gutes Kind, daß mein Einkommen, wenn ich nicht meine Zeit auf Plattformen vergeude, neun Pfund die Woche beträgt, wovon jeder Penny ehrlich verdient ist. Dreißig Shilling! Du scheinst zu glauben, daß auch ich ein Sklave bin wie jene Narren, die ich immer verfolge. Das tue ich nicht, danke. Was ich tatsächlich wissen möchte, ist, ob Du für das Leben, das ich Dir bieten kann, gut genug bist. Kannst Du der Welt von morgen ins Gesicht schauen oder wirst Du umwenden gleich Lots Weib — mit dem gleichen unangenehmen Resultat — und nach dem Gestern spähen? Das ist's, was ich wissen möchte?

Margaret (verblüfft und gereizt): Ich muß schon sagen, daß Du nicht sehr ermutigend bist. Ich hätte gemeint, ich sei für jeden gut genug.

Oliver: Ich werde Dich nicht wieder küssen . . . wenigstens nicht gleich. Nehmen wir an, Du wärest gut genug, bist Du aber auch stark genug? Es bedeutet für Dich einen vollkommenen Bruch mit allem Gewohnten; es wird von Dir viel Energie, Tatkraft und harte Arbeit fordern; auch Du wirst Entbehrungen und Gefahren kennen lernen. Mit einem Wort: es bedeutet das Überspringen des Abgrundes, der die Leute Deiner Kaste und Erziehung vom Rest der Welt scheidet, der außer vielen anderen auch die meiner Klasse und meiner Erziehung einschließt.

Margaret: Du scheinst zu glauben, es besitze außer Dir niemand die geringste Intelligenz, noch aber sei er imstande, seinen Verstand zu benützen. Du bist das unausstehlichste Geschöpf, das mir je begegnet ist.

Oliver: Du glaubst also, daß Du die Nachteile und Unannehmlichkeiten jenes Lebens, das wirklich Leben ist, ertragen kannst?

Margaret: Natürlich kann ich es. Ich habe vielleicht mehr Ausdauer, als Du glaubst. Ich finde es abscheulich von Dir, so zu reden. (Empört) Wenn Du mich verachtest, warum behauptest Du, mich zu lieben?

Oliver: Ich verachte Dich nicht, Dummkopf. Ich möchte mich ja bloß vergewissern, daß Du eine genügend kräftige Konstitution hast, ohne Schaden die scharfe Luft eines Lebens zu ertragen, das frei und offen und ungewiß ist — daß Du Dich, wenn Du Dich einmal aus der Watte schälst, in die Du eingepackt bist, nicht erkältest!

Margaret: Du sprichst, als ob ich ein verwöhntes, verzärteltes Kind wäre. Auch ich bin ein Mensch, Oliver. Ich habe Willen und Verstand . . . und ein Herz.

Oliver (setzt sich aufs Sofa und schaut sie an): Weißt Du auch, weshalb ich zu Dir so rede? Gerade weil ich Dich liebe, Margaret. — Dich so sehr liebe, daß ich erfahren möchte, ob wir unser Leben lang gute Kameraden bleiben können.

Margaret (schmollend): Du gibst vor, mich zu lieben und hast trotzdem kein Vertrauen zu mir. Du glaubst, ich sei eine schwache Törin, die nicht weiß, was sie tut. Du verstehst mich nicht im geringsten.

Oliver: Mag sein, Liebling, wahrscheinlich verstehe ich Dich nicht, und das quält mich. Du lebst, wie Du dies immer getan hast, an der Oberfläche, weißt nicht, was sich unterhalb dieser hübschen Oberfläche verbirgt. Auch ich weiß es nicht, weiß nicht einmal, was für ein Mensch ich selbst bin. Du hinwiederum weißt nicht, weshalb Du mich lieb hast. Wir sind zwei Fremde, die einander zufällig lieb gewonnen haben.

Margaret: Für mich bist Du kein Fremder. Ich kenne Dich besser, als Du Dich selbst kennst und tausendmal besser, als ich Michael Henderson je gekannt habe. Der war mir vollkommen fremd.

Oliver: Ach Gott, immer vergesse ich auch diesen unglückseligen Henderson. Was wirst Du mit ihm anfangen?

Margaret: Ich werde ihm heute Abend schreiben und ihn bitten, mich freizugeben . . . Ich werde wohl mit ihm zusammentreffen müssen. Du wirst mich für einen furchtbaren Feigling halten; aber o —, wie fürchte ich diese Unterredung!

Oliver: Müßte ich doch nicht morgen nach Glasgow fahren! Und ich muß fast eine Woche fortbleiben. Sonst wäre ich mit Dir gegangen, oder ich hätte vor der Tür gewartet, um die Stücke aufzulesen.

Margaret: Oliver!

Oliver: Ja, Liebste.

Margaret: Weißt Du, daß ich Dich liebe?

Oliver (gedankenvoll versuchend): Wirklich? (Sie küssen einander.)

Margaret: Ich glaube, ich bin die glücklichste Frau, die je auf Erden gelebt hat. (Philipp Henderson tritt hastig ein, sieht aber das Vorgefallene nicht mehr.)

Philipp: Da sind Sie ja, Margaret. Noch immer Essen und Trinken . . . in Kriegszeiten noch dazu! Ich bin hergeschickt worden, um Sie aufzustöbern. Die Gesellschaft möchte Sie singen hören. Wollen Sie?

Margaret (strahlend): Singen? Freilich! Mir ist zu Mute, als könnte ich mit meinem Gesang die Dächer durchbrechen, Kommen Sie beide mit. (Sie läuft nach links über die Bühne gefolgt von Philipp und Oliver.)

(Vorhang.)

ZWEITER AUFZUG.

(Am Nachmittag des folgenden Tages. Behaglich eingerichtetes Wohnzimmer in Philipp Hendersons Wohnung. In der Mitte der rückwärtigen Wand eine Tür; rechts ein Kamin; rechts von diesem, dem Zuschauerraum gegenüber, ein großes Chesterfield-Sofa. An der Wand, links von der Tür, ein großes Eichenholzbüfett. Die Bilder und Bücher verraten den aristokratischen Schliff, der in der englischen Bureaukratie fast allgemein geworden ist. Da der Vorhang aufgeht, lümmelt Philipp Henderson mit gekreuzten Beinen in einem Lehnstuhl und betrachtet seinen Bruder, den Hauptmann Michael Henderson, der steif auf dem Sofa sitzt. Michael Henderson trägt Uniform; er ist hochgewachsen, mager, mit kleinem, dunklem Schnurbart, tiefgebräuntem Gesicht und den Augen eines Wahnsinnigen. Sein Blick beunruhigt den Bruder, der diesem so viel wie möglich ausweicht.)

Michael: Um wieviel Uhr wollte sie hier sein?

Philipp: Um vier.

Michael (schaut auf seine Uhr): Noch eine Viertelstunde.

Philipp: Sie verspätet sich bestimmt um zwanzig Minuten. Das tut sie immer.

Michael (schneidend): Du scheinst es gut zu wissen; hast wohl inzwischen das Feuer im heimischen Herd nicht ausgehen lassen.

Philipp: Gib doch Ruh, Michael, Du faßt die ganze Sache falsch auf. Ich weiß, daß es für Dich ein harter Schlag ist, und ich gäbe alles darum, um es ungeschehen zu machen. Doch gebe ich Dir mein Ehrenwort, daß ich davon nichts wußte, ehe Margaret selbst es mir mitteilte — gestern Abend — in Eleanor Lamberts Haus. Hätte ich es früher gewußt, ich würde Dir geschrieben haben, um Dich zu warnen.

Michael: Sehr gütig. Doch bin ich noch keineswegs mit Margaret fertig. Keineswegs.

Philipp: Nimm die Sache etwas philosophischer, mein Alter, es hätte keinen Sinn, wollte ich den Schlag zu mildern versuchen. Ich fürchte sehr, daß sie mit Dir fertig ist. Es ist ein anderer auf der Bildfläche erschienen — ein Sozialist, glaube ich. Ich kann mir seinen Namen nicht merken.

Michael: Margaret war mein, ehe ich nach Frankreich zog. Jetzt, da ich lebend für sieben Tage zurückgekehrt bin, muß sie mein sein.

Philipp (seufzt hilflos): Wenn Du mir Glauben schenkst, Michael, wirst Du Dich ihretwegen so wenig wie möglich quälen. Es ist verflucht hart für Dich, doch ist daran niemand schuld. Margaret ist darüber sehr traurig; sie weiß, daß sie es Dir früher hätte mitteilen sollen . . . Doch kannst Du sie nicht zur Liebe zwingen, wenn sie Dich nicht mehr liebt.

Michael (bitter): Wahrscheinlich hat irgendein eleganter Beamter, dem viel Zeit zur Verfügung steht, sich in seinen Mußestunden unterhalten. Während wir armen Teufel in rattenverseuchten Schützengräben die Freuden aller verschiedenen Höllen durchkosten, verführen die in Sicherheit gebliebenen Kollegen unsere Frauen und Mädchen.

Philipp: Es ist bestimmt kein Kollege, es ist ein Sozialist!

Michael: Und Du kannst Dir seinen Namen nicht merken!

Philipp: Mein lieber Junge, hör um Gotteswillen mit diesem Gerede auf. Du wirst Dir bloß den Urlaub verderben und eine entsetzliche Zeit durchleben, statt Dich zu unterhalten. Margaret hat sich in den letzten anderthalb Jahren ungeheuer verändert; doch ist dies weder ihre noch unsere Schuld. Sie hat sich entwickelt, gibt sich allerlei tollen Ideen hin, meint, der Krieg müsse aufhören und dergleichen mehr. Sie ist ständig bei Eleanor Lambert.

Michael (bitter): Den Staatsangestellten möchte ich sehen, der meint, daß der Krieg aufhören müsse! Falls nichts einige Deiner fetten Freunde an Laternenpfosten aufgeknüpft werden, wird der Krieg niemals ein Ende nehmen. Vorerst muß hier oder in Deutschland die Revolution ausbrechen. Das weiß jeder Soldat. Über diesen Punkt werden wir, Margaret und ich, nicht streiten. Bitte fahre fort.

Philipp: Ich kann Dir bloß sagen, daß Margaret so eigensinnig ist, wie ein Mensch nur sein kann. Du wirst nur Deine wertvollen sieben Tage vergeuden, wenn Du Dich nicht in das Unabänderliche fügst.

Michael: Ich werde Margaret nicht kampflos aufgeben, und wenn ich dem verfluchten Dieb eine Kugel in den Kopf jagen muß.

Philipp: Um Gotteswillen, schau doch nicht so wild drein! Er ist gar kein verfluchter Dieb, ist ein ganz harmloser Junge, die Verkörperung eines Dissidenten-Gewissens. Und schließlich ist Margaret doch nicht ein Stück Grundbesitz; sie ist ein Mensch, der ein Recht hat, über sich frei zu verfügen. Wenn sie den schlechten Geschmack besitzt, Dir diesen jungen Mann vorzuziehen, so bleibt nichts anderes übrig, als es grinsend und mit Würde zu tragen. Laß das billige Melodrama fallen, es ist ganz veraltet.

Michael: Meinst Du? Wenn Gewalttätigkeit veraltet ist, womit glaubst Du wohl beschäftigen sich augenblicklich zwanzig Millionen Menschen auf dem europäischen Kontinent? Ihr sitzt hier in Sicherheit, von der britischen Marine und dem britischen Heer beschützt, und ihr glaubt, die Welt gehe weiter wie zuvor. Das ist aber nicht der Fall. (Er steht auf und geht im Zimmer umher.) Wenn ihr um eueres Vorteils Willen Menschen hetzt, einander zu morden, so müßt ihr damit rechnen, sie bei ihrer Heimkehr verändert zu finden. Wenn Du glaubst, ich werde ohne die Hand zu rühren, gestatten, daß mir Margaret hinter dem Rücken gestohlen wird, so bist Du einfach verrückt.

Philipp: Das ist alles ganz gut, Michael. Sie kommt jetzt her, versuche, sie zurückzugewinnen, mache ihr den Hof und so weiter. Vergiß aber nicht, daß sie das Recht hat, ihre Liebe zu schenken, wem sie will. Sie ist mündig, ihr eigener Herr. Du mußt selbst wissen, daß preußische Freiersart zu nichts führt.

Michael: Wirklich? Woher weißt Du das?

Philipp: Jedenfalls ist es kein Verbrechen, eine Verlobung zu lösen; einige Leute würden es sogar für verbrecherisch halten, wenn ein Mädchen alles beim alten ließe, trotzdem sich seine Gefühle verändert haben. Margaret ist wundervoll ehrlich und aufrichtig, das mußt selbst Du zugeben.

Michael: Ihr seid komische Leute, ihr Hinterlandsmenschen, gleicht Kindern, die glückselig im Märchenland spielen. Niemand weiß, was Leben bedeutet, Philipp; niemand, der nicht Tag für Tag, Woche für Woche, Monat für Monat dem Tod ins Antlitz gestarrt hat. Alle alten Täuschungen zerscherben, die kleinen Schrecken des täglichen Lebens verschwinden. Meinst Du wirklich, ich werde mich ruhig verhalten und mich von einem sozialistischen Kerl um alle Glückshoffnungen meines Lebens betrügen lassen? Ich fordere, was heute noch mein wäre, hätte man mich nicht nach Frankreich geschickt.

Philipp: Wenn Du, Michael, nur nicht wie der Bösewicht im Drama sprechen wolltest. Derlei Dinge kommen sowohl in Friedens- als auch in Kriegszeiten vor. Man kann nun einmal die menschliche Natur nicht ändern. Denk an die Dinge, die sich im südafrikanischen Kriege ereignet haben! Es ist ja nicht, als ob Du mit Margaret verheiratet wärst und heimkehrend einen neuen Familienzuwachs vorgefunden hättest. Sie ist nicht Dein . . . war nie Dein —

Michael: Sie war es . . .

Philipp: Unsinn! Ich hab's Dir ja schon gesagt. Es besteht ein ungeheuerer Unterschied zwischen einer Ehe und einer Verlobung. Großer Gott, ich bin doch selbst unzählige Male verlobt gewesen. Zweimal haben mich die Mädchen sitzen gelassen. Die anderen Male . . . ist die Sache einfach eingeschlafen. Jedenfalls bin ich nicht umhergerast und habe nicht Rache und Feuer wider meine verhaßten Rivalen gespien.

Michael (grimmig): Nein. Das sähe Dir auch nicht ähnlich, Philipp.

Philipp: Ich bin dazu viel zu vernünftig, alter Junge. Die Frauen sind es gar nicht wert; sie sind wie Omnibusse — es kommt immer noch ein anderer nach. Nein, komm heute Abend mit mir, Michael, und unterhalte Dich wie ein vernünftiger Mensch. In sieben Tage läßt sich schon eine tüchtige Menge Lustbarkeiten hineinzwängen . . .

Michael (verächtlich): Wie unmoralisch Du bist! Willst Du wissen, was ich heute Morgen getan habe? Ich habe herausgefunden, wie man sich sofort eine Eheerlaubnis verschafft und werde Margaret Lambert heiraten, bevor ich nach Frankreich zurückkehre. Deshalb kann ich Deiner gütigen Aufforderung, mich in Schmutz zu wälzen, leider nicht nachkommen. Es wäre meiner künftigen Frau gegenüber unrecht.

Philipp (ungeduldig): Es ist ja ganz schön von Dir, auf das hohe Roß zu steigen, aber das Mädchen weigert sich, Dich zu heiraten. Sie hat ihre Liebe — dummerweise, das gebe ich zu — einem anderen zugewendet. Du kannst sie nicht gegen ihren Willen heiraten.

Michael: Das beweist bloß, wie wenig Du von Frauen verstehst, Philipp. Hast Du nie von Weiberraub gehört? Unseren Ahnen fehlten die modernen Begriffe . . . und letzten Endes hat sich im Lauf der Jahrhunderte die menschliche Natur um nichts verändert. Die Frauen, alle Frauen lieben es, einen Herrn zu finden. Ich könnte Dir dies mit seltsamen Geschichten beweisen, doch will ich Deine Gefühle schonen. Wir Soldaten lernen die

nackte Menschennatur kennen, wie sie wirklich ist. Ihr seht sie bloß in die billigen Fetzen Eurer verfaulten Zivilisation gehüllt. Ist Margaret einmal meine Frau, so fürchte ich nichts mehr. Nur der erste Schritt zählt — bei Frauen wie bei allen anderen. England schuldet mir Margaret, ich habe ein Recht auf sie, werde sie nicht aufgeben. Wenn Du noch einen Funken Ehre im Leib hast, Philipp, so wirst Du mir beistehen.

Philipp: Weiß Gott, Margaret hat sich sehr verändert, Du aber noch viel mehr. Ich kann Dich gar nicht wiedererkennen, mein Alter. Natürlich werde ich Dir beistehen, doch muß ich Euch beiden beistehen; ich werde Schiedsrichter sein und auf korrekten Kampf achten. Ich wünsche Dir Glück, Michael. Nur die Tapferen verdienen die Schönen. Aber vergiß nicht, daß das Spiel auch Regeln hat.

Michael (lachend): Ich werde es nicht vergessen, doch warne ich Dich: vielleicht werde ich sie alle brechen. Im Krieg und in der Liebe ist alles erlaubt.

Philipp (durch Michaels scherzenden Ton beruhigt): Zum Kuckuck! Ich glaube, Du hast mich die ganze Zeit zum Narren gehalten; ich war schon ganz besorgt. Wüßte ich nicht, daß Du trotz allem Gerede noch der alte ritterliche Kerl von einst bist, ich würde nicht zugeben, daß Margaret in meiner Wohnung mit Dir allein bleibt! Ich würde, weiß Gott, hier bleiben und Gardedame spielen! So aber ist es wohl besser, ich gebe Dir meinen Segen und ziehe mich zurück; sonst begegne ich ihr noch auf der Treppe. (Es klingelt.) Mein Gott, da ist sie schon.

Michael (mit seltsam glänzenden Augen): Warum läßt Du sie nicht ein? (Philipp geht zur Eingangstür der Wohnung und öffnet.)

Philipp: Nun, Mar . . . Herrgott! Der Dechant! . . . Ich wollte sagen . . . guten Tag, Herr Dechant!

Der Dechant (tritt ins Zimmer, etwas gereizt durch den merkwürdigen Empfang): Wie gehts, Michael? (Sie schütteln einander die Hand.) Sie scheinen ja beide höchst erstaunt, mich hier zu sehen.

Michael: Nicht im geringsten; ich bin hoch erfreut.

Der Dechant: Als ein alter Freund Ihrer Eltern, Michael, und der Eltern Margarets, wollte ich Sie als erster daheim Willkommen heißen. Sie sehen prächtig aus, mein Junge, prächtig!

Michael: Sehr gütig, Herr Dechant!

Der Dechant (sich behaglich im bequemsten Lehnstuhl streckend): Nun, wir scheinen ja endlich die Boches unterzukriegen. Erhebende Zeiten! Herrliche Tage! Wie dieser Krieg die Nation

reinigt und veredelt! Ich beneide Sie, Michael. Wie gerne wäre ich so jung wie sie und stände an Ihrer Stelle!

Michael (säuerlich): Ein gefahrloser Wunsch, Herr Dechant. Sie werden nie so jung sein wie ich und nie an meiner Stelle stehen müssen. Vielleicht verginge Ihnen der Neid, wenn dies nicht der Fall wäre.

Der Dechant (verblüfft): O, ich weiß, wie Ihnen zu Mute ist, Michael. Es ist alles noch zu nahe, zu furchtbar . . . Warten Sie, bis alles vorüber ist und Sie an der Spitze Ihrer Leute in Berlin einmarschieren. Dann werden Sie froh und stolz bei dem Gedanken sein, daß auch Sie am großen Kampf um die Freiheit teilgenommen haben.

Michael: Vielleicht. Jedenfalls schiebe ich augenblicklich mein Frohlocken noch hinaus. Bisweilen meine ich, ich marschierte lieber an der Spitze meiner Leute in London ein als in Berlin.

Der Dechant (strahlend): O, ja! Was für ein Tag wird dies sein! Welcher Willkomm erwartet unsere Tapferen!

Michael: Mit einem Wort, „der Tag!"

Der Dechant (bedeutsam): In dieser großen Zeit lastet schwere Verantwortung auf der Kirche. Die Kirche muß die Nation geistig auf die Prüfung der Schlachten vorbereiten . . . sie wird auch ihre Rolle — eine führende Rolle — beim Wiederaufbau spielen müssen.

Michael (seine guten Manieren zwingen ihn, seine Langeweile zu verbergen. Bisweilen blickt er Philipp an, der hinter dem Sessel des Dechanten steht und verzweifelte Gesichter schneidet): Sie wird Arbeit genug finden!

Der Dechant: Zweifellos, Michael . . . zweifellos. Doch müssen Sie wissen, daß die Kirche auch während des Krieges nicht müßig war. Wir sind nicht zurückgeblieben, sind mit den Zeiten gegangen! Wir mußten für das seelische Wohl von Millionen unserer braven Jungen sorgen. Keine leichte Arbeit. Wir mußten uns anzupassen verstehen.

Michael (müde, aber gehässig): Das glaube ich, Herr Dechant.

Der Dechant (sich ereifernd): Ich persönlich war dafür, daß man unsere jungen Geistlichen in die Schützengräben schicke, habe darüber auch an die „Times" geschrieben; doch mußte ich in diesem Punkt dem Erzbischof nachgeben . . .

Michael: So daß die Kirche dennoch ungeschoren blieb! Was ist denn der „Daily Mail" eingefallen?

Der Dechant: O, die „Daily Mail" machte sich — vielleicht von meinen Worten in der „Times" angeeifert, die Frage zu eigen. Eine höchst patriotische Zeitung — trotz ihres bisweilen schlechten

Stils. Doch war das Veto des Erzbischofs entscheidend. Vielleicht hatte er recht, vielleicht . . . Schließlich hat die Kirche ihre eigenen Aufgaben zu erfüllen: Ermutigung, Beistand, geistlichen Trost. Trotzdem war es hart für die jungen Leute. sehr hart.

Philipp (versucht abzulenken): Könnten Sie und Frau Slaughter Donnerstag zum Gabelfrühstück kommen? Übermorgen . . . Dann könnten Sie länger mit Michael plaudern . . . jetzt gerade . . . Michael . . .

Der Dechant: Sehr liebenswürdig von Ihnen, Philipp, wir werden gerne kommen. Hoffentlich werden wir auch die liebe Margaret vorfinden — dies erinnert mich an den eigentlichen Zweck meines Besuches, Michael. Ich möchte mit Ihnen über Margaret sprechen. Sie wissen, ich fühle mich dem lieben Mädchen gegenüber in loco parentis. Ich bin in gewisser Art ihr geistiger Taufpate. Ich habe sie getauft und auf die Konfirmation vorbereitet, so daß wir einander sehr nahe stehen, sehr nahe . . . Ich muß ihnen gestehen, Michael, sie macht mir viel Sorgen.

Michael (erhebt sich in der Hoffnung, den Dechanten zum Fortgehen zu bewegen): Wir müssen uns am Donnerstag ordentlich aussprechen, Herr Dechant. Ich freue mich schon darauf. Ich hoffe, sie halten mich nicht für ungastlich, doch habe ich in ein paar Minuten eine wichtige Verabredung.

Der Dechant: Mein lieber Junge, ich bedaure sehr, fürchte, höchst ungelegen gekommen zu sein. Können wir zusammen gehen? Mein Automobil wartet unten.

Michael: Danke sehr; ich habe hier noch einiges zu erledigen.

Der Dechant: Dann adieu, bis Donnerstag. (Er drückt Michael die Hand.) Ich bin wirklich sehr besorgt um Margaret; ich fürchte, sie ist einigen recht mißliebigen Leuten in die Hände gefallen, Sozialisten und dergleichen. Doch werden Sie ihr gewiß bald den ganzen Unsinn ausreden. Es ist ein rechter Segen, daß Sie heimkamen. Folgen Sie meinem Rat, Michael, überlassen Sie diesmal nichts dem Zufall: regeln Sie alles.

Michael (grimmig): Das habe ich mir ohnehin vorgenommen. Wir müssen am Donnerstag alles besprechen. Adieu; ich werde Ihren Rat nicht vergessen.

Philipp (den Dechanten fast aus der Wohnung drängend): Könnten Sie mich bis Pall Wall mitnehmen?

Der Dechant: Mit Vergnügen, Philipp; ich muß ohnehin ins Athenäum. (Philipp und der Dechant ab.)

Michael (seufzt erleichtert auf und starrt etliche Augenblicke auf die geschlossene Tür): Hu!

(Er geht zum Sofa, setzt sich gedankenversunken nieder. Dann entnimmt er seiner Tasche eine kleine Dose, öffnet sie und steckt sie wieder ein. Er geht ans Büfett, nimmt eine Champagnerflasche und zwei Gläser heraus. Dann kehrt er zum Sofa zurück und wartet schweigend, den Blick auf die Wanduhr geheftet. Fünf Minuten nach vier klopft es draußen. Er verläßt das Zimmer, läßt die Tür offen. Man hört, wie er Margaret einläßt und begrüßt.)

Michael: Margaret! Endlich!

Margaret: Michael! (Sie betritt, von Michael gefolgt, das Zimmer, wendet sich ihm zu.) Habe ich mich furchtbar verspätet?

Michael: Besser spät, als nie. Ihr spätes Kommen hat mir ermöglicht, den Dechanten loszuwerden.

Margaret: Den heiligen Sam? Welches Glück, daß ich mit ihm nicht zusammengeprallt bin. (Sie setzt sich aufs Sofa.)

Michael: Sie haben ihn um zwei Minuten verfehlt. (Ironisch) Er sprach vom veredelnden, reinigenden Einfluß des Krieges auf die britische Nation und der wundervollen Anpassungsfähigkeit der anglikanischen Kirche. Philipp und ich wurden ohne unsere Masken überrascht. Hauptsächlich jedoch kam er, um über Sie zu reden.

Margaret: Diese Frechheit! Er soll sich um seine eigenen Angelegenheiten kümmern.

Michael: Die Leute sind nun einmal so. (Er zuckt die Achseln, bietet Margaret eine Zigarette an und nimmt selbst eine. Scharf) Ich bin also zu lange ferngeblieben, nicht war, meine Liebe?

Margaret: (nervös) Michael, ich wünschte aus ganzem Herzen, daß ich Sie nicht so bewillkommnen müßte.

Michael: Ich muß zugeben, es ist ein Schlag für mich.

Margaret: Ich hätte es Ihnen ja früher mitgeteilt, doch ist alles so allmählich gekommen. Während Sie fort waren, habe ich mich entwickelt, verändert, bin ganz anders geworden, als das Kind war, das Sie kannten. Es war nicht zu vermeiden, Michael . . . Der Verstand scheint damit nichts zu tun zu haben. Es ist Schicksal.

Michael: (bitter) Nein, es war nicht zu vermeiden. Unsere Handlungen werden im Vorhinein für uns geplant. Wir führen die Befehle aus und bilden uns ein, selbst zu befehlen. Wir tun es nicht. Gott oder der Teufel ist unser Herr!

Margaret: (sieht ihn erschreckt an, flüstert unwillkürlich „Nervenchok") Michael verzeihen Sie mir. Lassen Sie uns wenigstens Freunde sein. Sie sind so merkwürdig, haben einen so seltsamen Blick.

Michael: Meine Augen haben Seltsames gesehen, seit sie zuletzt auf Ihnen geruht, Margaret. Haben Sie jemals daran gedacht, was mein Leben all die Zeitlang gewesen ist? Haben Sie an die Kälte gedacht, die Nässe, die Eintönigkeit, den ohrenzerreißenden Lärm, den unerträglichen, unentfliehbaren Geruch des Todes, den Gestank der verfaulenden Leiber unserer eigenen Freunde?

Margaret: Ich denke immer daran, immer. Das macht ja alles so furchtbar schwer!

Michael: Vielleicht habe ich mich ebenso verändert wie Sie, Margaret. Ziehen Sie Ihren Entschluß für ein, zwei Tage zurück. Soviel sind Sie mir wahrlich schuldig. Ich verlange ja nicht viel — ein, zwei Tage Gnadenfrist. Wenn Sie nach Verlauf derselben noch immer überzeugt sind, mich nicht zu lieben, dann sagen Sie es mir, und ich werde nicht murren. (Er geht zum Sofa und ergreift Margarets Hand; sie unterdrückt ein Zusammenschaudern.)

Margaret: Es hat keinen Sinn, Michael. Wäre bloß grausam gegen Sie, ungerecht gegen mich. Es ist ja nicht nur, daß ich mich verändert habe . . . sondern — O, warum zwingen Sie mich, es auszusprechen? Ich habe einen anderen lieben gelernt.

Michael: (grimmig) Sie haben schon einmal Ihre Gefühle verändert. Woher wissen Sie, daß Sie sich nicht abermals verändern werden?

Margaret: Michael, bitte, foltern Sie mich nicht. Ich bedauere das Vorgefallene unsäglich. Es ist eine Qual für mich, Sie so behandeln zu müssen, nach allem, was Sie durchgemacht haben. Doch kann ich nicht anders. Man liebt nicht auf Befehl. Niemand vermag seine Gefühle zu beherrschen.

Michael: (sie forschend anblickend) Aha. Das ist interessant. Sie geben also zu?

Margaret: (mit gesteigerter Nervosität) Ich bin davon überzeugt. Glauben Sie denn, ich würde Ihnen gegenüber so gehandelt haben, wenn ich meine Gefühle zu beherrschen vermocht hätte? Gewiß nicht. Aber, Michael, Liebe kann nur bei völliger Freiheit bestehen. Man kann Menschen zur Ehe überreden oder zwingen, niemals jedoch zur Liebe. Und ohne Liebe ist die Ehe unrein, eine Befleckung. Darum meine ich, es ist besser, ist um jeden Preis besser, ehrlich zu sein. Mein lieber Michael, da wir einander trafen, war ich noch ein Kind; jetzt bin ich kein Kind mehr. Ich muß frei sein. Wenn man in der Liebe ehrlich sein will, muß man . . . etwas erbarmungslos sein.

Michael: (lächelnd) Sie geben also zu, — — daß ehrliche Liebe erbarmungslos ist?

Margaret: (dem Weinen nahe) Bitte, fragen Sie mich nicht aus, Michael! Sie wissen nicht, was es mich gekostet hat, herzukommen, Ihnen all dies allein zu sagen. Es war wirklich nicht leicht. Meine Knie haben so gezittert, daß ich kaum gehen konnte.

(Michael wird von einer jähen, wilden sexuellen Aufwallung erfaßt. Ihre Nähe ist ihm zur Qual geworden. Seine Augen verschlingen, entkleiden sie, heften sich starr auf die Rundung ihrer Brust. Er vermag sich kaum zu beherrschen, spricht mit zitternder Stimme.)

Michael: Deine kleinen weißen Knie haben gezittert . . ., da Du zu dem Manne kamst, der Dich liebt; kamst, um ihm zu sagen, daß Du ihn fortgeworfen hast. Und Dein kleiner Busen, der die Liebe zu kennen glaubt, hob und senkte sich bebend vor Unruhe; Du armes, kleines Geschöpf! Was weißt Du von Leidenschaft, Dornröschen Du? Ich könnte sie Dich lehren . . . ich vermöchte, Dich aufzuwecken. Und Du sagst, die Liebe sei erbarmungslos. Hierin wenigstens hast Du die Wahrheit gesprochen. (Margaret schnellt tötlich erschrocken auf. Michael erhebt sich, tritt zwischen sie und die Tür.)

Margaret: Bitte reden Sie nicht so, Michael. Ich bedaure sehr, was geschehen ist, doch ist es unabänderlich. (Weicher werdend) Ich muß jetzt heimgehen. Wir wollen als Freunde scheiden. (Sie streckt ihm die Hand hin, er ergreift sie, zieht Margaret an sich, läßt dann ihre Hand sinken.)

Michael: Es tut mir leid, daß ich Sie erschreckt habe. Natürlich wollen wir Freunde sein, sehr gute Freunde. (Er blickt mit geheuchelter Gleichgültigkeit nach dem Büfett.) Wie gut, Philipp hat eine Flasche Möet recht auffällig hergestellt. Das sieht ihm ähnlich. Wir dürfen seine gastfreundlichen Gefühle nicht verletzen. (Er tritt ans Büfett.) Wir müssen zum Andenken an die Vergangenheit zusammen ein Glas leeren, sonst wird er beleidigt sein. Sie werden mir diese Bitte nicht abschlagen, Margaret? (Er blickt sie bittend an, sie zögert einen Augenblick, nickt dann lächelnd.)

Margaret: Guter, alter Philipp. Er denkt an alles.

(Margaret setzt sich aufs Sofa, Michael steht mit dem Rücken gegen den Zuschauerraum. Nach einer kurzen Pause wendet er sich mit zwei gefüllten Gläsern um, reicht Margaret das eine und hebt das andere hoch.

Michael: Auf die Zukunft, Margaret — Ihre und meine.

Margaret (das Glas hebend, ihn anblickend): Viel Glück, Michael. (Sie trinkt, betrachtet dann den Champagner, als ob er einen merkwürdigen Geschmack hätte.)

Michael (mit Behagen): Bei Gott, das ist ein guter Tropfen. Was für Erinnerungen er heraufbeschwört, nicht wahr? Erinnern Sie sich an den Ball in Oban, wo der Admiral sich so furchtbar betrank. Das muß unsere erste Begegnung gewesen sein. Wie gut ich mich daran erinnere . . . und dennoch deucht mich, seither seien hundert Jahre verflossen. (Er setzt sich neben Margaret.) Die ganze Zeit über in Frankreich, Margaret, habe ich von diesem Augenblick geträumt, ihn ersehnt. Ein Glück, daß ich nicht wußte, was meiner harrt. (Er seufzt.) Noch einen Toast, Margaret, um die Gläser zu leeren: auf die Liebe, die wahre Liebe, die Liebe, die unbezwinglich und erbarmungslos ist!

(Sie trinken die Gläser leer, plötzlich ringt Margaret nach Atem.)

Margaret: Oh! Oh! Mein Kopf! . . . Michael!

(Das Glas entfällt ihrer Hand, ihr Kopf sinkt gegen die Sofalehne. Sie seufzt tief auf und murmelt unverständliche Worte. Michael erhebt sich rasch, tritt zur Tür, versperrt sie, kommt zurück und umschlingt Margarets zurückgesunkenen Körper.)

Michael: Nun bist Du dennoch mein! Die Liebe ist erbarmungslos!

(Vorhang.)

(Fortsetzung folgt.)

Henri Barbusse:

AN GABRIELE D'ANNUNZIO

Verehrter Meister,

Wir haben Sie bewundert, und wir bewundern Sie noch wegen der Großartigkeit Ihres Dichterwerkes. Sie waren der Magier, der über alles herrliche Traumstädte hervorzauberte, der Erwecker, der auferstehen ließ die Pracht versunkenen Lebens und der auferstehen ließ vor den Augen der unheiligen trüben Menge die Schönheit des Seins. Sie riefen, und vor uns erstand die bunte Pracht der Städte und das Vergangene in der Gegenwart, und die Feste und die Krämpfe des menschlichen Herzens und der göttliche Körper der Frau. Wer Ihre Werke kannte, war wie ein Pilger; wie Schätze häufte er Erinnerungen auf, die er fromm nie vergessen wird.

Und nun, nach dem Unheil, das während vierer Jahre in Europa weite Länderstrecken zerfleischt und es mit zwanzig Millionen Toten bevölkert hat, steigt diese Stimme von neuem empor, und ihre Musik ergießt sich in eine Broschüre: „überreicht von Herrn Oberleutnant Gabriele d'Annunzio".

Ist es dieselbe Stimme? Ich weiß nicht. Es sind Töne darin, Anklänge, von denen man meint, man kenne sie. Aber heute fehlt Ihrem Gesang die Schönheit, und Ihre Beredsamkeit tönt falsch. Wenn Sie vom Leben und vom Tode sprechen, nimmt Ihr glänzender Schwung etwas Künstliches an und behängt sich mit Flitter. Wie schwer findet man in dem ärmlichen Schwulst Reste des leuchtenden starken Genies, dessen Werke wir vergötterten —

Warum? Deshalb, Meister, weil Ihre Stimme, die ehedem dem Pathos ungeheurer Visionen angepaßt war, allen tiefsten Schauern, dem ganzen Drama der lebendigen Wirklichkeit — weil diese Stimme nicht mehr im Einklang steht mit der Wucht des Dramas, dessen Schauplatz die heutige Welt ist; weil sie der Größe des allgemeinen Schmerzes, des allgemeinen Elends, der allgemeinen Hoffnung nicht mehr entspricht. Damals, als in Ihrem Geist und Herzen Schönheit und Wahrheit noch eins waren, gehorchten Ihnen Worte und Rhythmen unfehlbar. Heute klafft zwischen Ihren Liedern und der zuckenden Wirklichkeit ein Zwiespalt, der Sie klein macht.

Sie bieten Ihre ganze Stimmkraft auf, um dem blutigen Gemenge einen Glanz zu verleihen, der ihm nicht gebührt, um ein militärisches Ideal aufzuerwecken und auszuschmücken, das der Krieg längst gerichtet und erschlagen hat; die ungeheuren Folgen des größten Zusammenstoßes schrumpfen für Sie zu einer Frage der Beuteverteilung und der Grenzverschiebung ein; Sie finden in der beflissenen Verteidigung Ihrer imperialistischen These tragikomische Töne, in denen Ihre edle Eingebung sich in Ungeschicklichkeiten windet — indessen beginnt die Menschheit ihr ganzes Wesen und Wollen von Grund auf umzugestalten. Dieses Ungeheuere entgeht Ihnen. Und das ist der Grund, daß Ihre Leier hohl klingt.

O Zauberer, o Prophet, siehst Du denn nicht, daß alles Volk der Erde beginnt, ans Licht zu steigen wie ein Volk von Ertrunkenen, daß die Aera der Knechtschaft dahin ist, und eine neue Zeit beginnt, daß die größte aller Kräfte aus den Tiefen grollt, sich regt, tastet und nach neuer Gestaltung ringt, und daß es viel höhere Dinge gibt, viel tiefere und — wie es auch scheinen mag — viel dringendere als die, um welche Dein militaristischer Schneid sich ereifert und erbittert abmüht. Morgen, bald — noch eher vielleicht, als selbst wir es glauben, wir Gläubigen — werden sich die ungeheuren gerechten

Umwälzungen erfüllen, denen eine gewollte oder dumme Verständnislosigkeit der Machthaber vielleicht die Form des Ungewitters geben wird.

Wie gesagt, unsere Bewunderung bleibt Ihnen, weil durch nichts verdunkelt werden kann, daß Sie der größte Verkünder lateinischen Genies gewesen sind. Wir bewundern Italien, die Leuchte der Jahrhunderte, das Paradies der Erde, wo die Schönheit der Antike vor vierhundert Jahren noch einmal geboren ward. Aber hier geht es nicht, wie Sie glauben, um die Sache Italiens, so wenig als um eine Sache Frankreichs oder der lateinischen Rasse. Es geht um Menschen, und die Interessen der Menschheit stehen im schärfsten Gegensatz zu dem Streit um nationale Interessen. Diesen Krieg, an dem die andern profitiert haben, haben allen schönen Redensarten zum Trotz die Massen geführt, jene Massen, die von Anbeginn der Zeiten bis heute Sklaven gewesen sind. Die Geschichte ist vom Anfang bis zum Ende von unschuldigem Blute durchtränkt. Sie ist nichts als eine schreckliche Kette unsühnbarer unverzeihlicher Verbrechen und Ungerechtigkeiten als Folge dieser Sklaverei. Aber lassen wir die Vergangenheit und ihre Gesetze. Der Tag naht, wo die Gerechtigkeit für die Armen herrscht, für alle Armen, und durch sie. Die Woge aus dem Norden ist nicht mehr einzudämmen. Jeder Versuch, sie zu stauen, wird nur zur Folge haben, daß sie mit noch größerer Verheerung aus allen Ufern tritt, aber sie wird nicht mehr eingedämmt werden. Weder die offiziellen Auslegungen, durch die man uns das Bild der marschierenden Wahrheit zu verschleiern sucht, noch die Armeen von Freiwilligen und Landsknechten, weder die lächerlichen Gaukler, die weissagende Redensarten als Popanz tanzen lassen, noch die überzeitigen Gesänge gewisser Nachtwächter der Literatur werden den Vulkan ersticken, der zu erzittern beginnt, noch die bebende Erde hemmen. Die Masse hat die Augen aufgetan, sie sieht ihren Platz

an der Sonne, sie will ihn, und sie hat das Recht. Trotz aller unentwirrbaren Diskussionen, aller byzantinischen Vernünfteleien, aller vorläufigen Kompromisse, trotz all dieser geometrischen Grenzgeographie, die das Alte wieder herstellen will und es wiederbringen wird für einen Tag — es naht die Zeit, wo es für die ganze Welt nur noch ein einziges irdisches Vaterland geben wird, so wie es nur einen Gott gab. Denn zuviele Blicke haben endlich erfaßt, daß alles übrige nur Schisma, Raub und Mord ist.

Das ist die Tragödie der Menschheit, die nicht mehr von den Führern der Völker, nicht mehr von ihren Seelenhirten abhängt; abseits von ihr, wider sie, steht Ihr unentschlossen auf demselben Fleck und redet Euch dabei vielleicht ein, raschen Schrittes zu gehen!

Ich weiß wohl, daß es noch andere gibt, Leute, die nehmen, was sie bekommen können. Gewiß, man kann uns beweisen, daß fast alle gegenwärtigen Machthaber von demselben verhängnisvollen Geist des Irrtums beseelt sind, die ihre Gruppe von Politikastern und Geldmenschen dem Abgrund zutreibt. Aber die Rolle Ihrer mächtigen Stimme wäre es gewesen, aufzustehen gegen die Erpressung, anstatt in den Chor der Erpresser einzustimmen und uns gemeinsam mit ihnen mit Kleinlichkeiten zu plagen.

Man spricht von Betrug, von Versprechungen, die man Italien gemacht und nicht gehalten hätte. Gut. Aber ich wiederhole, eine große Frage überwiegt kleine Dinge und diplomatische Liebhabereien. Ja, Lug und Trug — man hat ihn gebraucht, um die Völker zur Schlachtbank zu führen. Man hat sie geblendet, betäubt mit großen Worten von Recht und Gerechtigkeit, von allgemeiner Befreiung — von dem Kriege, der den Krieg endgültig vernichten sollte. Dieses Ideal entsprach dem Wesen der Zeit, seine Verwirklichung schien mit keinem Opfer zu teuer erkauft. Ja, aber darum geht es jetzt. Die Ver-

blendeten, zu deren Mitschuldigen, Dichtertribun, Sie sich gemacht haben, schreien nur nach dem Frieden, um ihn zu ihrem Vorteil auszumünzen; sie brauchen die großen Wahrheiten nur, um ihre Beute in Sicherheit zu bringen und die Weltanarchie wieder herzustellen, die die Gewißheit neuer Vernichtung in sich trägt. Es ist zum Mindesten eitle Mühe, wenn Sie solch großen Eifer aufwenden, Ihrerseits an der moralischen Verantwortlichkeit dafür teilzunehmen! Wer heute starrköpfig und beschränkt genug ist, nur die Sache seines eigenen Volkes gegen alle und alles zu setzen, verrät es, denn er arbeitet einer künftigen Zerfleischung vor, der auch dieses sein Volk, verstrickt mit den andern, verfallen muß.

Ein einziger Führer blieb eines helleren Urteils fähig. Ein Einziger hat versucht, der Freßgier der Sieger gegenüber seine Grundsätze aufrecht zu erhalten, das Recht und die Moral. Er hat die Gipfel der künftigen Ordnung geahnt (nicht das ganze bleibende Werk, das nur Bestand gewinnen kann, wenn es aus dem Volke selbst entspringt). Dieser Mann ist der Einzige, der nach dem Kriege Anspruch auf den Dank der Menschheit hat; dieser Seher ist es, dessen „Augengläser" für Sie Gegenstand eines Witzes sind, der eines mittelmäßigen Dichters unwürdig wäre!

Der Dichter, der Denker, der Führer, verehrter Meister, muß weiter sehen als den angeblichen unmittelbaren Vorteil, und mehr als den Augenblick. Denn während die Schwierigkeiten der illusorischen Grenzsetzungen vom Sturm hinweggefegt werden, gilt es hier, sich für die edelste, ungeheuerste Sache einzusetzen, die Sache der Mühseligen und Beladenen, der Millionen von Soldaten und Milliarden von Menschen, die — wie verschieden auch die Farbe der Uniform, der Klang ihrer Sprache sei und der Winkel der Erde, wo sie leiden — forthin wissen werden, daß sie eine erschütternde Ähnlichkeit gemeinsam haben.

Johannes R. Becher:

HYMNE AUF ROSA LUXEMBURG

Auffüllend Dich rings mit Strophen aus Oliven.
Tränen Meander umwandere Dich!
Stern-Genächte Dir schlagend als Mantel um,
Durchwachsen von Astbahnen hymnischen Scharlachbluts . . .
O Würze Du der paradiesischen Auen:
Du Einzige!
Du Heilige!
O Weib.

Durch die Welten rase ich —:
Einmal noch Deine Hand, diese Hand zu fassen:
Zauberisches Gezweig an Gottes Rosenölbaum.
Wünschelrute dem Glücksucher.
. . . in Dich o mütterlichste der Harfen träuft unser aller Heimat Klang . . .
Fünfzack diktatorisch über unsre Häupter gespannt.
Blutquell dieser Finger Millionen Ärmster Gitter durchfeilte er.

Durch die Welten rase ich —:
Einmal noch Deinen Mund, diesen Mund zu fühlen:
Lichtatmer, Schmetterlingsgrund,
Oboën Gewaltstrom, Ambrosiahügelland,
Seligster Speise . . .
Prophetische Schwermut dämmernd am Lippenschwung.
Alle tragen,
Einen jeden süßt Dein Kuß:
Schimmernde Dolde der Feuchte.

Milde Milch, Ohnmächtigen tödlichen Falls,
Verlorene Söhne Befragende ihn —:
! Du Silbertau im Steppenbrand!

— Du Himmel, Trost im Höllenschmerz!
— Du Lächelmond am Mordzenith!
— Du tiefste Purpurpause im Antlitzkrampf!
Notschrei Jeremias.
Ekstatischer Auftakt.
Gewittersätze versammelt in Dir.
Blanke unschuldsvolle
Reine jungfrauweiße
Taube Glaubenssaft
Ob Tribünenaltar schwebend Hostie hoch.

Welten durchrase ich —:
Hin gegen die Elfenbeinküsten Deines Ohrs,
An die gigantischen Urtrichter, die Tulpenkelchrohre der sybillinischen Mütter hier,
An euch hin, gigantische Urtrichter,
Aufsaugend sie alle die erdhaften Geräusche,
Die kindlichen Wunsch — wie die fieberichten Angstträume der Ärmsten,
Bettler und Strolche Wehgeheul,
Die schlechte, zusammengeflickte Tirade der Angeklagten,
Die Abschiedsarie erschossenen Häsleins,
Brombeerstrauch trillernd einen Feuertod,
Die phraseologische Programmfanfare des Kriegs . . .
Fabriksirenen verkündend Empörungsstund.
— — — gigantischer Urtrichter:
Mich tiefst hineinflüsternd mit schmählichster Sünden Beichte,
Millionen o haften mit ihren innersten (berstenden!) Bekenntnissen an ihm,
Beätzt und gefleckt die Membrane von tausenden (zerrissensten!) Nöten Dir!
Und, und:
Beglänzt von den unendlichen (Flöten- und Posaunen-) Weisen der Seraphien.
Ja: denn auch der Sphären Elan verzückte Dich:
O Musik zu Musik!
O Melodie!

Welten durchrasend —:
Deine Stirn! O diese Stirn!
Lilien-Schnee-Gemäuer hüllend ewigen Gedanken,
Ackerfurche bergend sichere Saat.

Ernte knospet schon aus Stoß und Wunde.
Geistes Wall. Heiliger Thron.
Aus den Orkus Hintergründen
Schlagen Taifunfalten.
Aber Engel glätten Dich.
Lösen aus und salbend Dich
Deren Herzens Flammenreiche Palmenwald enthalten.

Welten, ja Welten durchraste ich —:
Deine Augen, diese Augen,
Krateraug mit Azur Licht zu stillen.
Gletscherbläue in den Dolchgrund.
In die wüst zerzackte Mitternacht,
In der Wangen Peitschen Aufruhr
Kühlend magischen Mond zu tauschen.
Augen —: Späher aus der Arche ausgeschickte.
Selten kehrten sie zurück.
. . . daß ihr Eiland sie erblickten.
Paradiesische Früchte pflückten
Flügelnd schlössen sich im Glück . . .

Bürger! Würger! Faust und Kolben
Stampften kotwärts deinen Kopf.
Doch du gewitterst. Deine Himmel platzen.
Ob allen Ländern steht dein Morgenrot.

Durch die Welten rase ich —:
Den geschundenen Leib
Abnehmend vom Kreuz,
In weicheste Linnen ihn hüllend.
Triumph dir durch die Welten blase ich:
Dir, Einzige! !
Dir, Heilige! !
O Weib.

Alfred Wolfenstein.

TIERE.

Eden war der gemeinsame Garten der Tiere und Menschen. Aber sie sind geschieden worden.

Den Menschen stieß es in die Arbeit hinaus . . bis in die Arbeit von Tieren . . bis in Edens bestialische Karikatur. Die Tiere aber leben jenseits der Mordarbeit treibenden Städte. Eine dicke Mauer trennt den Zoologischen Garten vom entstellten Eden.

Wer in den Zoologischen Garten geht, vor die Raubtiere hintritt, vor den Löwen, den er seit langem nicht sah, ist vielleicht erstaunt über das verwandelte Maß der eigenen Empfindungen.

Mit veränderten Augen siehst du ihn an. Er erscheint dir wie ein gewaltiger Gott der Sanftheit, ruhig und gut, nicht gefährlicher als ein überlegener großer Freund.

Vielleicht hattest du statt der weiblich weichen Mähne einen Stahlhelm auf seinem Haupte erwartet, und diese explosivstoffleeren Krallen schrecken das Handgranaten gewöhnte Auge nicht.

Warum nicht ruhig hinter die Gitterstangen zu ihm treten? Du lächelst bei diesem brüderlichen Gefühl nicht mehr wie früher beim Lesen von Schillers Löwenbraut. Solchen Einfluß üben die Proportionen der menschlichen Schrecknisse. Du kommst aus einer Zeit und Gegend, vor der du den Schutz der Gitterstangen vermißtest, und blinkt dort auch manchmal ein Monokel unter dem antiken Helm, so liegt doch das Weinen darüber näher als das Lachen.

*

Seit vier Jahren entzogen sich uns die Seelen unserer Tiere immer mehr. Statt ihrer schoben sich aus den menschlichen Gesichtern rings die wilden fletschenden Kiefer weiter vor.

Gegen das Geheul der Menschen kam kein Tierlaut mehr auf. Menschen überall flogen, trappelten, galoppierten, Menschen mit ihren Maschinen blökten, wieherten, bellten und versahen sich mit jedem Tierapparat. In den Zeitungen kreischte und brüllte es. In Bäumen war es stumm. Erinnere ich mich noch ernstlich an den Gesang von Vögeln?

Wenn der Blick zuweilen auf ein Tier fiel, wunderte ich mich: Eine unheimliche Erkenntnis trat mit der Katze still aus ihrem dunkeln Winkel. Der Hund war ein unerträglich weiches Wesen geworden. Der Kopf des Pferdes hing mit einer überirdischen Unschuld auf die Erde hinab.

Sie rührten mich . . und bedrohten mich. Es war, als müßte ich sie küssen und verehren — und zugleich, als fehle mir dazu der Abstand. Das Tier erschien mir seltsam näher und zugleich ferner: wie man dem Körperlichen des Spiels, der Resonnanz, dem Klirren der Finger auf den Tasten, in der Nähe . . näher kommt, aber dem Klang der Musik ferner.

Einmal sah ich einen Hund vor der Kirchentür sitzen; ich sah noch den Schuhabsatz seines Herrn, der sich zur Andacht hineinbegeben und ihn zurückgestoßen. Ich stand.. und vor meinem verwirrten und doch ganz klaren Blick auf ihn hinab . . schwebte aus der Unschuld des Tierauges ein Geist empor, der bis an den Himmel reichte und sich niederbeugte zum kleinen schmachbedeckten Kriegsmenschen.

Die Raubtiere auch waren fast ganz verschwunden. Die Beute, die es jetzt gab, war nicht für sie bestimmt.

Nur daß man von den Haifischen seit dem Untergang der Lousitania hörte; und die Wölfe drangen bis weit zum Westen vor. Während eines Kampfes zwischen

russischen und deutschen Erkundungsscharen tauchte im Winter 1916 ein Rudel Wölfe auf. Das Gefecht wurde abgebrochen, und beide Parteien vereinten sich gegen diese Bestien. Nach erfolgreicher Abwehr gingen sie in die Gräben zurück.

Denn vielleicht wußten sie nicht mehr recht nach dem Blick in diese Wolfsgesichter, wie sie ihr Gesicht wieder aufeinander einstellen sollten.

LESEBUCH.

Victor Cyril:
SAMMLUNG!

Die Stunde, die uns jetzt schlägt, mitten im Sturm, der die alte Welt erschüttert, ist nicht nur eine Stunde des Schmerzes, deren Ton sich mit der wahnsinnigen Klage zahlloser zerstörter Existenzen mengt.

Sie ist auch vor all' den andern Stunden, die im Lauf der Jahrhunderte vorübergezogen sind, die Stunde der Entscheidung, die auserwählte Stunde für den großen Akt der Befreiung.

Durch den Stoß dieses Krieges — die, die ihn wollten, brauchten ihn nicht auszuführen — erwachten die Seelen aus langem, tiefem Schlummer, in den sie eine Ewigkeit blinder Knechtschaft versenkt hatte. Die langgetäuschten Augen sehen das wahre Morgenrot. Und in allen Geistern keimt der Zorn.

Es heißt also: Jetzt oder nie. Jetzt müssen diejenigen, deren hohe Bestimmung es ist, Licht zu bringen und die Gewissen der Massen zum Guten und Rechten zu führen, alle Kräfte spannen.

Die politischen Führer — ich spreche nicht von denen, die es beruflich sind, sondern von denen, die einer inneren Berufung folgen — haben die erhabene Wirklichkeit des Augenblicks erfaßt. In allen Ländern haben die Leiter der sozialistischen Parteien die neue Schlacht entzündet. An ihr gemessen werden die Schlachten von gestern nur den Wert einer bescheidenen geschichtlichen Episode haben.

* * *

Aber neben dieser organisierten politischen Aktion gibt es einen andern Weg, der offen steht und nicht weniger wünschenswert ist: Jene rein geistige Bewegung, die von Schriftstellern, Dichtern, Polemikern und in gewisser Weise von allen denkenden Menschen ausgehen kann.

Man hat Untersuchungen angestellt. Man hat sich bemüht, die neue literarische Richtung, die neuen geistigen Strömungen, die unter dem Einfluß des großen Kriegsdramas aufkommen, zu definieren.

Aber es gibt in diesem Augenblick nur eine Frage, die wert ist, gestellt zu werden:

Schriftsteller, was ist Deine Partei?

Und wenn Du auch im Gegensatz zu dem Politiker nie ein festes Mandat inne hattest. — Du bist doch nicht mehr frei. Der Einsatz ist zu groß. Du wirst Dich in Zukunft nicht mehr mit einem ästhetischen Aufwand, mit der bloßen Freude, Schönheit zu schaffen, begnügen dürfen. Die sozialen Ziele herrschen über Dich. In einem solchen Augenblick ist kein Platz für Spielerische.

Zur Ehre der Zunft sei gerechterweise anerkannt, daß mit Ausnahme einiger unverbesserlicher Hurraschreier und einiger Stipendiaten der reaktionären Presse alle Schriftsteller, die diesen Krieg erlebten, den fortgeschrittenen Standpunkt eingenommen haben, der von ihnen zu erwarten war. Aus der Gesamtheit ihrer Tätigkeit ergibt sich eins: Sie verwerfen diese Gesellschaftsform, die nicht anders als in einem solchen Blutbad enden konnte; sie wollen nichts von dieser sogenannten „Partei des Gesetzes" wissen, welche nichts war als das Gesetz, zehn Millionen Menschen zu töten.

Eine solche Entwickelung mußte für diejenigen verhängnisvoll werden, deren Beruf sie auf den menschlichen Schmerz hinweist.

Sie konnten nichts tun, als die von ihren großen Vorfahren aufgebaute Tradition fortzusetzen — der Romantiker, Mystiker, Naturalisten oder Klassiker — mögen sie Victor Hugo heißen oder Dostojewski, Tolstoi, Zola, Mirbeau oder Anatole France. Aber der Stoß, den sie diesmal erhielten, war umso ungeheurer, als die Empfindsamkeit — die gewissermaßen ihr Berufssinn ist — noch nie einer solchen Belastungsprobe ausgesetzt war.

Unter diesem erschütternden Schlag entfaltete sich in Henri Barbusse das prachtvolle revolutionäre Temperament, das in ihm geruht hatte. Der Haß gegen den Krieg gab ihm die Inspiration seiner unvergänglichen Worte ein. Aus ihm schöpfte er die Satzungen der neuen Gemeinschaft, die wir zu gründen haben. Georges Duhamel, einer der feinsten und gepflegtesten Geister dieser Zeit, mußte aus seiner akademischen Höhe niedersteigen, um seiner bebenden Erregung über soviel offenbaren Schmerz freien Lauf zu lassen. Junge Dichter, wie Drieux la Rochelle, Raymond Lefebvre, Noël Garnier, Pierre Chaine und viele andere, die gesehen haben und gelebt und gelitten und wollen, daß endlich das Mitleid die Welt regiere, haben sich mit aller Glut ihrer

Liebe und ihres inneren Aufruhrs, all ihrer beißenden Ironie in den Kampf der Ideen gestürzt. Ich erwähne nur unseren Freund vom „Populaire", Vaillant-Couturier, der immer dort war, wo es am heißesten herging, und der dafür, daß er im Kugelregen Auszeichnungen erworben hatte, von ein paar Heimkriegern, die es vorgezogen hatten, dem Vaterland anstatt mit ihrem Blute mit Tinte zu dienen, als Defaitist behandelt wurde.

* * *

Aber alle diese Schriftsteller, die bisher an der Erfüllung dieser wichtigen Aufgabe gearbeitet haben, konnten nichts sein als Vortrupps. Ihre Anstrengungen blieben Stückwerk.

Wenn sie wollen, daß die Kraft ihrer Werbung wirklich lebendig fruchtbare Triebkraft werde, müssen sie sich zusammentun.

Sie dürfen einander nicht länger verkennen.

Aus ihrer geistigen Gemeinschaft erwachse die Tat.

Diese Tat ist die Sammlung!

(„Humanité" vom 25. April 1919.)

ELSE LASKER-SCHÜLER

Zur Uraufführung im Deutschen Theater in Berlin erschien soeben:

DIE WUPPER

Schauspiel in fünf Akten

Zweite Auflage, mit einer Umschlagzeichnung der Verfasserin

Geheftet 7 Mark — In Pappband 9 Mark

Emil Faktor im Berl. Börsencourier: Man gab Else Lasker-Schülers eigenhaftes, mit einem wundervoll zarten Weltgefühl versponnenes Schauspiel „Die Wupper", das niederrheinische Menschen eines Fabrikviertels mit fein erlauschten Merkmalen von Gegend und Luftschicht heraufbeschwört . . . Unter allen Darbietungen des jungen Deutschland wurde es — auch wenn man Goerings Seeschlacht nicht vergißt — die interessanteste Vorstellung.

Von früher erschienenen Büchern sind zur Zeit noch lieferbar:

GESICHTE

Essays und andere Geschichten. 4 Mark. Gebunden 6,50 Mark

MEIN HERZ

Ein Liebesroman mit Bildern und wirklich lebenden Menschen. Dritte Auflage. Mit Abbildungen. / 4 Mark. / In Ganzleinen Mark 5.50

DER PRINZ VON THEBEN

Ein Geschichtenbuch. Mit 25 Abbildungen nach Zeichnungen der Verfasserin und 3 farbigen Bildern von Franz Marc. 5 Mark

MEINE WUNDER

Gedichte. 2 Mark. Gebunden 3 Mark

Eine neue Auflage des „Peter-Hille-Buches" befindet sich im Druck.

VERLEGT BEI PAUL CASSIRER, BERLIN W10

Soeben erschienen in der Reihe unserer Sozialistischen Schriften:

GUSTAV LANDAUER

Aufruf zum Sozialismus

6 Mark

Gustav Landauer tut den Himmel seiner Menschenliebe auf in dieser Schrift, die mehr ist als ein Ruf im gewöhnlichen Sinne. Ein Sozialist des Geistes und kein Parteimann spricht zum Volke und weist ihm mit zündenden Worten den Weg zur großen Menschheitshöhe des Sozialismus, der nicht anders zu gehen ist als im Geiste und in der Wahrheit. Es redet einer, der ihn gefunden hat, und der ihn darum mit fast berauschenden Worten prophetisch künden kann. Das neue, das da kommen muß, baut Landauers Rede an die deutsche Nation auf aus dem Grunde des Alten, das sie als echte Kapuzinerpredigt bloßlegt. Landauers „Aufruf" ist ein Weckruf für die noch immer Gleichgültigen — für die Sozialisten aber das Buch der Erkenntnis.

Rechenschaft

Geheftet 8 Mark — Gebunden 11 Mark

Gustav Landauer zählt zu der kleinen Schar von Männern, die aufrechte Denker waren vor dem Krieg und im Krieg. Die Rechenschaft, die er ablegt, ist ein Werk, das zum Erkennen und Bekennen ruft und Gefolgschaft finden muß bei dem großen Heerbann derer, die heute gleichen Willens sind. Mit prophetischer Wucht kündet Landauer schon vor einem Jahrzehnt das unausweichliche Chaos der Kriegs- und Nachkriegszeit. In Reden und Gesprächen reißt er mit der reinen Klarheit echter Philosophie und in erschütternder Einfachheit der alten Zeit die Maske ab. Als ein Prediger in der Wüste weist er das gelobte Land. Die „Rechenschaft" ist das Lehr- und Lesebuch der jungen deutschen Revolution, ein Führer zum Geist der Zukunft.

VERLAG PAUL CASSIRER / BERLIN W 10